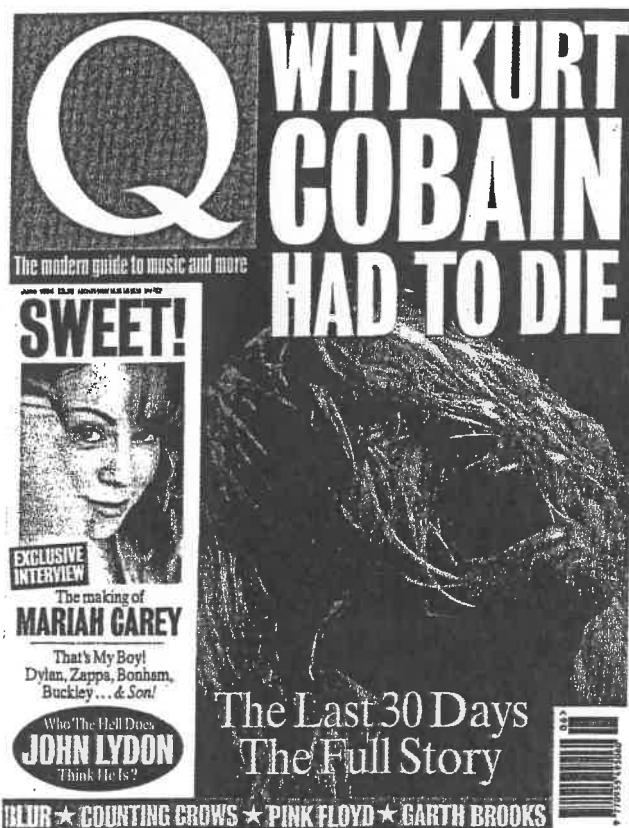


Ein Elektrotechniker fand ihn in einer Blutlache liegend, neben sich eine Schrotflinte: Kurt Cobain, 27 Jahre, Sänger und Frontmann der Rockband *Nirvana*, oft als »Kronprinz der Generation X« bezeichnet (*Newsweek*, 18.4.1995). Offenbar kam der steile Aufstieg von *Nirvana* zu Ruhm und Reichtum für ihn nicht nur unerwartet, sondern bedeutete ihm auch nichts. Cobain und andere Bandmitglieder verachteten das raffinierte, MTV-beherrschte Rock-Establishment mit seinen falschen Idolen wie Madonna und Michael Jackson. Ganz bewusst machte die Gruppe dröhnende und provozierende Musik und trug ebenso bewusst abgerissene Kleidung und schmutzige lange Haare. Dennoch verkaufte sich ihr erstes großes Plattenalbum weltweit nahezu zehn Millionen Mal. Mit Texten wie *Oh, well, whatever, never mind* wurde Cobain zum Sprachrohr der Entfremdung in den 1990er Jahren.

Cobain, ein Scheidungskind, war kränklich und unglücklich, ließ sich auf Drogen ein und flog von der Schule. Nach seinem Tod bekannte sein Vater, mit dem er acht Jahre kein Wort mehr gesprochen hatte: »Alles, was ich über Kurt wusste, habe ich in Zeitungen und Zeitschriften gelesen.« Nach Aussage von Freunden war Cobain freundlich und hilfsbereit, neigte aber zur Selbstzerstörung, hatte oft depressive Anfälle und nahm hohe Drogendosen.

Als die Nachricht von Cobains Selbstmord die Medien erreichte, wurden die Radiosender – vor allem in seiner Heimatstadt Seattle – von Anrufen von Fans überflutet. Sie waren außer sich vor Schmerz. Ein Diskjockey begann seine Sendungen mit den Worten: »Macht es nicht!« und wiederholte immer wieder die Nummer eines Telefondienstes für Selbstmordgefährdete.

Wir halten den Suizid für die persönlichste aller menschlichen Handlungen, für eine Entscheidung, welche die Individuen aus Verzweiflung oder Angst treffen, oder weil sie lebensmüde sind. Doch als sich nach Cobains Tod mehrere junge Leute das Leben nahmen, rief ihr Tod allen in Erinnerung, dass auch gesellschaftliche Faktoren – unter anderem berühmte »Vorbilder« – die Entscheidung zu einem Selbstmord auslösen können. Allgemein liegen in den USA die Suizidraten in Gegenden höher, in denen Radiosender Musik senden, die vor allem von Ehestreit, Alkoholmissbrauch und Arbeitsentfremdung handelt (Stack/Gunlack 1992). Hinzu kommt, dass die Suizidrate bei US-amerikanischen Teenägern momentan (1997) steigt (vgl. Schaubild 2.1). Selbstmord ist unter fünfzehn- bis vierundzwanzigjährigen US-Amerikanern die dritthäu-



Durkheim unterschied vier Suizidtypen entsprechend den Motiven zur Selbsttötung. Der Tod von Kurt Cobain, der ein weltweites Medienecho fand, ist ein Beispiel eines egoistischen Selbstmords.

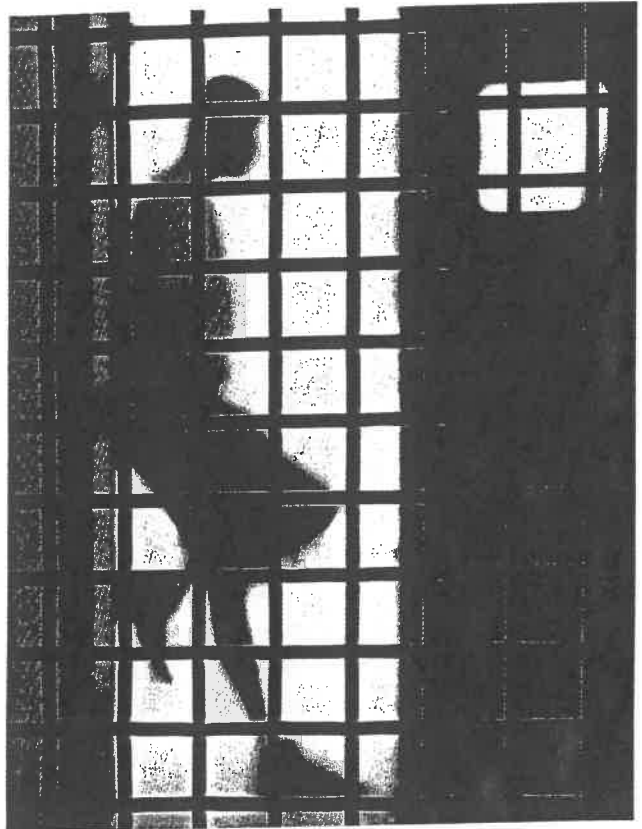
figste Todesursache (U.S. Department of Health and Human Services 1995b).

Das Motiv für einen *einzelnen* Selbstmord kann in veränderten Berufsaussichten, familiären Problemen, Ablehnung gesellschaftlicher Werte und zahlreichen anderen persönlichen Problemen liegen. Ziel der Soziologie ist es jedoch, die sozialen *Gesetzmäßigkeiten*, die dem Selbstmord zugrunde liegen, zu verstehen. Sie betrachten nicht nur die individuellen Fälle, sondern analysiert Suizidraten oder -*ziffern*, d. h. die relative Häufigkeit von Suiziden in verschiedenen sozialen Gruppen. Die Erkenntnis, dass diese Raten als *soziale Tatsachen* (*faits sociaux*) erklärbar sein könnten, regte den großen französischen Soziologen Émile Durkheim zu einer der wichtigsten soziologischen Untersuchungen an, die je unternommen wurde.

Zu Durkheims Zeit wurde – wie heute noch – der Selbstmord meist individualpsychologisch erklärt. Die Opfer, so nahm man an, waren depressiv, psychisch krank oder von irgendeinem für sie unerträglichen Ver-



Die Panik der Massen auf der Wall Street während des Großen Börsenkrachs von 1929 löste eine weit verbreitete Verzweiflung aus, die Fälle von anomischem Selbstmord nach sich zog.



Ein Akt von fatalistischem Selbstmord ist die Selbsttötung in einer anscheinend hoffnungslosen Situation wie etwa im Gefängnis.



Die japanischen Kamikaze-Piloten des Zweiten Weltkriegs – einige ließen sich vor ihrer tödlichen Mission fotografieren – opferten ihr Leben aus altruistischen Motiven.

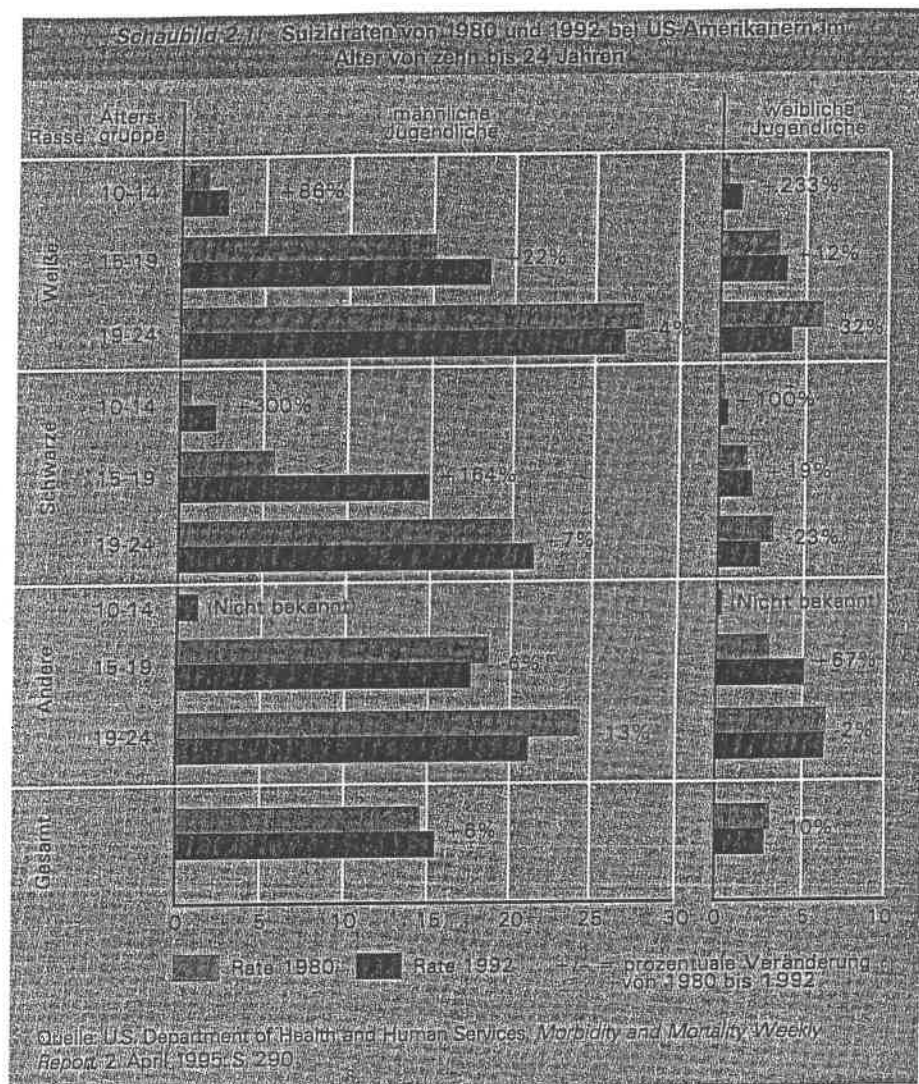
lust betroffen. Doch Durkheim wusste, dass der Selbstmord bei einigen Gruppen häufiger vorkam als bei anderen. Seine Vermutung war, dass diese Tatsache auf

gesellschaftliche Faktoren zurückzuführen und nicht einfach zufallsbedingt war. Um sie zu überprüfen, zog er systematische Datenaufzeichnungen heran, sammelte Informationen über die Suizidraten in verschiedenen Ländern, zu verschiedenen Jahreszeiten und über Personen, die verschiedenen sozialen Kategorien und Gruppen angehörten, und benutzte amtliche Unterlagen, die Zahlen zu Selbstmorden auswiesen und die Opfer nach Geschlecht, Familienstand, Nationalität, Religion und so weiter statistisch erfassten.

Die üblichen Erklärungen für den Selbstmord, so stellte Durkheim bei der Analyse seiner Informationen fest, waren unzulänglich. Die Suizidraten (und nicht nur die absoluten Zahlen) variierten zwischen Ländern, Jahreszeiten und sozialen Gruppen. Warum gab es eine derart hohe Variation in den Suizidraten, wenn der Selbstmord lediglich durch persönliche Probleme verursacht war? War der Grund einfach der, dass einige Gruppen höhere Raten psychischer Erkrankungen aufwiesen? Doch eine Überprüfung seiner Daten ergab,

dass zwischen den Raten psychischer Erkrankungen und den Suizidraten keine eindeutige Beziehung bestand. Einige Gruppen wiesen hohe Raten psychischer Erkrankungen, aber niedrige Suizidraten auf, andere hohe Raten in beiden Kategorien. Durkheim stellte zudem fest, dass Frauen häufiger als Männer als psychisch krank diagnostiziert wurden, aber seltener Selbstmord begingen. Und es kamen andere unerwartete Dinge zum Vorschein. So fand Durkheim, dass die meisten Menschen in der wärmeren, sonnigeren Jahreszeit Selbstmord begingen, und nicht – wie man erwarten würde – an kalten, trüben Wintertagen.

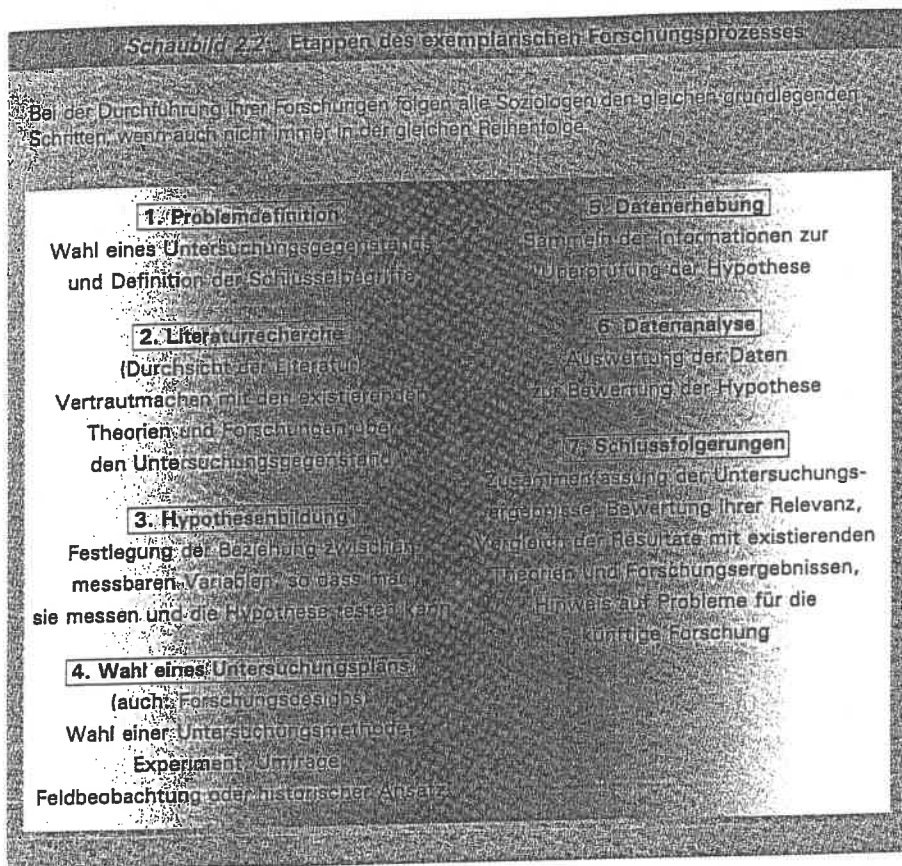
Auf Grund der gesammelten Fakten und Statistiken zog Durkheim den Schluss, dass der Selbstmord, zumindest partiell, gesellschaftlich bedingt ist. So schrieb er in seiner klassischen Untersuchung *Der Selbstmord* von 1897, dass der Selbstmord »von sozialen Ursachen abhängt« und selbst eine Kollektiverscheinung darstellt (1897: 153): Merkmale der *sozialen Gruppe*, der die Menschen angehören, machen einen Selbstmord mehr oder weniger wahrscheinlich, und die Selbsttötung ist nicht einfach ein privater Akt. Durkheim erklärte also scheinbar rein individuelle, private Handlungen durch kollektive Ursachen, deren sich die individuellen Akteure womöglich gar nicht bewusst sind.



Psychologische Fallstudien können individuelle Selbstmorde erklären, sie erklären aber nicht die Variationen oder Veränderungen der Suizidraten in verschiedenen sozialen Gruppen. Warum stieg die Suizidrate bei den Zehn- bis Neunzehnjährigen, aber nicht bei den meisten Zwanzig- bis Vierundzwanzigjährigen? Warum stieg die Suizidrate bei schwarzen Jugendlichen – vor allem schwarzen männlichen Jugendlichen – schneller als bei männlichen weißen und anderen Jugendlichen?

SOZIOLOGIE UND WISSENSCHAFTLICHE FORSCHUNG

Vor allem ging es Durkheim darum, die Soziologie als Wissenschaft zu etablieren. Wie wir im ersten Kapitel sahen, ist die wissenschaftliche Methode durch die systematische Sammlung empirischer Daten und deren logische Analyse charakterisiert. Durkheim wollte in seiner Selbstmordstudie zum einen zeigen, dass die wissenschaftliche Methode auch auf soziales Handeln anwendbar ist, und zum anderen, dass die Ergebnisse



soziologischer Forschung unserem Wissen von der Welt, in der wir leben, und unserem Selbstverständnis eine neue Dimension hinzufügen.

Der Forschungsprozess

Durkheim ging in seiner Untersuchung in sieben exemplarischen Schritten vor: Problemdefinition, Literaturrecherche, Hypothesenbildung, Wahl eines Untersuchungsplans, Datenerhebung, Datenanalyse und Schlussfolgerungen (siehe Schaubild 2.2). Jeder dieser Schritte ist von entscheidender Bedeutung, doch erfolgen sie nicht immer in genau dieser exemplarischen Reihenfolge (Kromrey 1994).

Problemdefinition

Der erste Schritt, die Problemdefinition, ist nicht so einfach, wie es scheinen mag. Was ist ein Selbstmord? Der Common sense würde ihn als »bewusste Beendigung des eigenen Lebens« definieren. Ein klarer Fall von Selbstmord ist nach dieser Definition, wenn jemand von einer Brücke springt oder sich eine Kugel in

den Kopf schießt. Doch wie steht es mit den Fällen, in denen jemand ein lebenswichtiges Medikament *nicht* einnimmt oder einem anfahrenden Lkw *nicht* ausweicht? Oder wie steht es mit dem Soldaten, der sein Leben opfert, um seine Kameraden in der Schlacht zu retten? Durkheim entschied, als Selbstmord jeden Todesfall zu klassifizieren, »der direkt oder indirekt auf eine Handlung oder Unterlassung zurückzuführen ist, die vom Opfer selbst begangen wurde, wobei es das Ergebnis seines Verhaltens im voraus kannte« (1897:127). Indem er sowohl auf das »Tun« als auch das »Unterlassen« einer Handlung abhob, erweiterte Durkheim die Commonsense-Definition des Selbstmords, um sowohl Handlungen aus Heroismus (die altruistische Tat des Soldaten) als auch aus Resignation (*Nichtvermeiden* einer

Krankheit oder Verletzung) einzubeziehen.

Wie andere Wissenschaftler arbeiten auch Soziologen mit Variablen. Eine soziologische Variable ist irgendein Merkmal der sozialen Realität, das im Lauf der Zeit fluktuieren oder sich verändern oder in verschiedenen Quantitäten oder Häufigkeiten auftreten kann. Die Suizidrate oder -ziffer ist eine solche Variable: Sie kann sowohl von einer Zeitperiode zur nächsten fluktuieren als auch zwischen sozialen Gruppen variieren. Durkheim nahm an, dass die Suizidrate von anderen Variablen, die er zu identifizieren suchte, *abhängt*. In seiner Selbstmordstudie war also die Suizidrate die *abhängige Variable*, während die anderen Faktoren, die sie beeinflussen, die *unabhängigen Variablen* waren (die aus anderen Gründen, d.h., unabhängig von Veränderungen der Suizidrate fluktuieren).

Mit der Definition der Variablen, die man untersuchen möchte, ist es freilich nicht getan. Ein Forscher muss auch definieren, *was* er an diesen Variablen verstehen möchte. Kurz, er muss das *Problem* seiner Untersuchung formulieren. Durkheims Hauptinteresse galt nicht der Frage, was der Selbstmord für Menschen bedeutet, die sich selbst töten, noch dem, was ihre

Familien dabei empfinden. Sein Problem war vielmehr, die sozialen Variationsmuster in den Suizidraten zu erklären. Warum sind sie zu gewissen Zeiten, an gewissen Orten und in gewissen sozialen Gruppen verschieden hoch?

Literaturrecherche

Welche Forschungsfragen sie stellen und wo sie nach Antworten suchen, entscheiden Soziologen im Wesentlichen auf Grund der Durchsicht der Literatur zu ihrem Thema. So recherchierte Durkheim in der Literatur, was über den Selbstmord bekannt war. Das Ergebnis war mager: Es gab nur wenige Untersuchungen über die Ursachen von Gruppenunterschieden in den Suizidraten. Die Untersuchung, die er plante, würde also bereits geleistete Arbeit nicht unnütz verdoppeln, sondern eine breite Lücke in der menschlichen Erkenntnis schließen. Die Durchsicht der Literatur machte ihn mit einer Reihe bereits existierender Theorien bekannt. So hatten einige Autoren behauptet, die meisten Selbstmorde würden wahrscheinlich an trüben, kalten Wintertagen verübt. Aus Durkheims Daten ging hervor, dass dies *nicht* zutraf. Er überprüfte auch die Theorie, wonach Selbstmörder der Macht der Suggestion »erlegen« sind, sich also zur Selbsttötung entschließen, weil andere sie dazu inspiriert haben. Nach seinen Befunden spielte Suggestion wohl eine Rolle, aber keine wesentliche. Seine Recherchen erlaubten es ihm also, sowohl alte Theorien über den Selbstmord kritisch zu bewerten als auch den Wert neuer Theorien auszuloten.

Hypothesenbildung

Im Mittelpunkt von Durkheims Analyse des sozialen Lebens steht der Begriff der *funktionalen Integration* (vgl. Kapitel 1). Mit den größten Einfluss auf die Menschen, auf ihre sozialen Beziehungen und ihre gemeinsamen moralischen Werte hat für Durkheim der Integrationsgrad der sozialen Gruppe, der sie angehören. Gut integrierte Gruppen, so Durkheim, bieten ihren Mitgliedern wirksame soziale Hilfen, ein klar definiertes Wertesystem und ein stark ausgeprägtes Identitätsgefühl. Auf Grund dieser Beobachtung entwickelte er seine Hypothese über die Ursachen des Selbstmords. Eine Hypothese stellt versuchsweise einen Zusammenhang zwischen zwei oder mehreren Variablen her. Durkheims zentrale Hypothese lautete: Je *besser* die Menschen in soziale Gruppen integriert sind, desto *unwahrscheinlicher* ist es, dass sie Selbstmord begehen. Die in dieser Hypothese verknüpften Variablen sind (1) der Integrationsgrad einer sozialen Gruppe und (2) die

Suizidrate. Durkheim nahm an, dass die erste dieser Variablen in umgekehrter Beziehung zur zweiten steht: Je *geringer* der Grad der sozialen Integration, desto *höher* die Suizidrate.

Wahl eines Untersuchungsplans und Datenerhebung

Um ihre Hypothesen zu testen, brauchen die Forscher Fakten oder Daten: Statistiken, Interviewauswertungen und andere einschlägige Informationen. In einem ersten Schritt muss geklärt werden, wie die verschiedenen zu untersuchenden Variablen beobachtet und, wenn möglich, gemessen werden können. Einige Variablen (wie die Suizidrate) können mehr oder weniger direkt, andere (wie der Grad der Entfremdung) nur indirekt untersucht werden. Ein Indikator ist eine Messgröße, die als »Ersatz« fungiert: Ein Merkmal, das man empirisch messen kann, um Informationen über eine abstrakte Variable, die nur schwer direkt zu messen ist, zu erlangen. Um soziale Integration zu »messen«, wählte Durkheim Indikatoren wie Familienstand und Kirchenmitgliedschaft. Seine Überlegung dabei war, dass Verheiratete und aktive Mitglieder einer Kirche besser in die Gesellschaft integriert sind als Alleinlebende und Personen ohne Bindung an eine Religionsgemeinschaft. Das Ensemble der direkt messbaren Indikatoren bot Durkheim eine operationale Definition der sozialen Integration.

In einem zweiten Schritt in der Datenerhebung muss ein Untersuchungsplan (auch: Forschungsdesign), d.h. ein konkreter Plan zur Gewinnung der erforderlichen Informationen, skizziert werden. Einige Forscher gewinnen ihre Daten durch statistische Erhebungen und Befragungen. Andere wählen die teilnehmende Beobachtung: Sie leben und arbeiten mit den Menschen, die sie untersuchen wollen, um »aus erster Hand« zu erfahren, was sie denken und wie sie sich verhalten. Wieder andere führen Experimente durch, etwa indem sie eine künstliche Laborsituation schaffen, in der sie beobachten können, wie die Menschen auf verschiedene Reize (Stimuli) reagieren. Gelegentlich sind auch historische Aufzeichnungen für die Datengewinnung relevant. Bei zahlreichen Problemen empfiehlt es sich, die einzelnen Forschungsstrategien zu kombinieren: statistische Erhebungen plus Beobachtung (Messung) plus historische Forschung. Wir werden alle diese speziellen Methoden später in diesem Kapitel erörtern.

Unabhängig davon, ob man sich für den einen oder anderen Untersuchungsplan entscheidet, Ziel muss es sein, genügend Informationen zu gewinnen, um (1) ein solides Verständnis des Problems zu entwickeln und (2)

Grundbegriffe der Statistik

Um aus Beobachtungen und Experimenten ermittelte numerische Daten zu charakterisieren, verwenden Soziologen eine Reihe von statistischen Maßzahlen, die alle Daten *repräsentieren*, so dass sie darauf verzichten können, diese selbst mitzuteilen. Die grundlegendsten dieser Maßzahlen sind *Mittelwerte* und *Korrelationen*.

Mittelwerte

Man unterscheidet drei Arten von Haupttrends oder Mittelwerten in den gesammelten Daten. Der Modus ist der Zahlenwert, der in der Datenmenge am häufigsten vorkommt. Angenommen, sieben Familien werden untersucht und ihre Jahreseinkommen wie folgt ermittelt:

DM	55.800
DM	55.800
DM	72.000
DM	77.400
DM	84.600
DM	99.000
DM	369.000

In dieser Gruppe beträgt das modale Jahreseinkommen DM 55.800. Der Modus liefert keine Informationen über die Streuung der Daten; er ist nützlich, um festzustellen, welcher Messwert am häufigsten vorkommt.

Das arithmetische Mittel, meist als »Durchschnitt« bezeichnet, wird bestimmt, indem man alle Zahlenwerte einer Datenmenge addiert und die Summe durch die Anzahl der Elemente dividiert. Das mittlere Jahreseinkommen der sieben Familien beträgt DM

116.228,57 ($= 813.600 : 7$). Das arithmetische Mittel ist nützlich, weil alle verfügbaren Daten darin eingehen, doch es kann irreführend sein. Eine der Familien verfügt über ein Jahreseinkommen von DM 369.000, was die Tatsache verschleiert, dass die anderen sechs Familien alle Jahreseinkommen von DM 99.000 oder weniger haben. Am aussagekräftigsten ist das arithmetische Mittel, wenn der Streubereich der Daten keine solchen extremen Werte enthält.

Der Median ist der Zahlenwert, der in der Mitte einer aufsteigenden Datensequenz liegt. Bei den sieben obigen Familien beträgt das Medianeinkommen DM 77.400. Im Gegensatz zum arithmetischen Mittel schließt dieses Maß aus, dass extreme Werte (»Ausreißer«) den Haupttrend verschleiern. Oft bestimmt man sowohl das arithmetische Mittel wie den Median, um einen exakten Eindruck von den Befunden zu vermitteln.

Häufig möchte man auch wissen, wie weit ein einzelner Messwert vom arithmetischen Mittel (oder einem anderen Zentralwert) abweicht. Die Abweichung vom arithmetischen Mittel wird in Einheiten der Standardabweichung angegeben. Mit diesem Maß lässt sich auch bestimmen, wie weit andere Messwerte vom arithmetischen Mittel entfernt liegen (»streu«), und angeben, ob jeder einzelne Messwert in der Gruppe sich befindet, die dem arithmetischen Mittel am nächsten, zweinächsten und so weiter liegt. In unserem Beispiel lässt sich die hohe Abweichung so ausdrücken, dass »die meisten

Familien innerhalb einer Standardabweichung vom arithmetischen Mittel liegen.«

Korrelationen

Unter einer Korrelation versteht man, wie später im Text erläutert, eine regelmäßige Beziehung zwischen zwei Variablen. Als Maß für die Stärke einer Korrelation wird meist der Korrelationskoeffizient, eine Dezimalzahl zwischen null und eins, verwendet. Besteht zwischen zwei Variablen keine Korrelation (d.h. die beiden Variablen stehen in keiner Beziehung zueinander), ist der Korrelationskoeffizient null. Verändern sich die beiden Variablen stets gemeinsam in der gleichen Richtung, liegt eine vollkommen positive Korrelation, ausgedrückt + 1.0, vor. Sind zwei Variablen umgekehrt (gegensinnig) assoziiert (d.h. hohe Werte der einen sind stets mit niedrigen Werten der anderen Variable verbunden), liegt eine vollkommen negative Korrelation, ausgedrückt - 1.0, vor. In der Regel findet man in der Welt keine vollkommenen Korrelationen, sondern nur weniger extreme Beispiele von Variablenverknüpfungen.

Am häufigsten stellt sich in der Datenanalyse die Frage, ob zwischen zwei Variablen, die korreliert sind, eine kausale Beziehung besteht. Es ist stets möglich, dass eine Korrelation zufällig oder das Ergebnis irgendeiner dritten Variablen ist, welche die beiden anderen beeinflusst. Korrelationen müssen daher auf eine mögliche unabhängige Ursache hin überprüft werden.

die vorgeschlagene Hypothese zu testen. Obschon das einfach und unkompliziert klingen mag, ist es häufig sehr schwierig. Nicht nur kann man bei der Datensammlung auf Probleme stoßen, sondern eine gegebene Datenmenge kann oft sehr verschieden interpretiert werden. So beschloss Durkheim, amtlichen Aufzeichnungen als Quellen für die Todesursachen zu vertrauen. Bewusst akzeptierte er also die Interpretationen von Beamten, Ärzten und Familienmitgliedern. Verwandte geben aber oft nur ungern zu, dass ein Tod ein Selbstmord war. Offizielle Statistiken setzen daher die wahre Zahl von Selbstmorden vermutlich zu niedrig an.

Datenanalyse und Schlussfolgerungen

Nach der Datenerhebung folgt als nächster Schritt die Analyse und Auswertung dieser Informationen, häufig in Form von Statistiken oder quantitativen Analysen. Dabei versucht man – wie in einem Puzzle – die Teile so zusammenzusetzen, dass sie ein Muster oder Ganzes bilden, und überlegt, wie sie zusammenhängen. Um Statistiken zu analysieren, verwenden Soziologen eine Reihe von Maßen (siehe Kasten »Grundbegriffe der Statistik«). Die Analyse beginnt jedoch lange, bevor die Daten gesammelt sind. Bereits bei der Problemdefinition entscheidet der Soziologe, welche Faktoren er untersuchen will und wie sie gemessen werden können.

Bei der Analyse seiner Daten suchte Durkheim nach den sozialen Bedingungen, unter denen der Selbstmord häufiger vorkam, und nach jenen, unter denen er weniger häufig vorkam. Protestanten, so fand er, begingen dreimal so oft Selbstmord wie Katholiken, und diese wiederum öfter als Juden, Alleinlebende öfter als Verheiratete, und Verheiratete mit Kindern am seltensten von allen. Die Suizidraten, so Durkheims Schlussfolgerung, liegen höher, wenn die Menschen nur geringe oder schwache Bindungen an eine soziale Gruppe oder Gemeinschaft haben. Diesen »individualistischen« Selbstmord, der aus sozialer Isolation resultiert, bezeichnete er als egoistischen Selbstmord. Die jüdische Gemeinschaft hielt enger zusammen als die katholische und diese wiederum enger als die protestantische. Verheiratete, vor allem solche mit Kindern, hatten stärkere soziale Bindungen als Alleinlebende.

Der Common sense brachte den Selbstmord mit Armut in Verbindung. Durkheim wies nach, dass dies nicht zutraf. Hinzu kam, dass sowohl ein rascher wirtschaftlicher Auf- als auch Abstieg mit einer höheren Zahl an Selbstmorden verbunden war. Jeder rasche Wandel, so Durkheims These, zerbricht oder untergräbt oft die sozialen und kulturellen Normen, die dem Leben einen Sinn geben, den Individuen ein starkes Identitätsgefühl und geeignete Ziele vermitteln und ihren Bestrebungen Grenzen setzen. Ein solcher Norm- und Sinnverlust führt, so Durkheim, zum anomischen Selbstmord.

Durkheim fand noch zwei weitere Selbstmordtypen. Gruppen mit starken sozialen Bindungen können Individuen zu einem altruistischen Selbstmord veranlassen. So kommt es vor, dass ein Soldat sein Leben opfert, um eine Schlacht zu gewinnen, seine Kameraden zu retten oder seine Seite nicht zu verraten, wenn er in Gefangenschaft gerät. Das ist gewissermaßen das Gegenteil eines egoistischen Selbstmords. Ein fatalistischer Selbstmord schließlich liegt vor, wenn Menschen mit tödlichen Krankheiten sich selbst töten, weil sie glauben, dass sie ihr »wahres« Leben hinter sich haben und sie nur noch eine trostlose Zukunft erwartet.

Als letzter Schritt in einer Untersuchung sind die Schlussfolgerungen aus den Ergebnissen zu ziehen. Dabei ist es wichtig zu fragen, ob eine spezielle Untersuchung einen Bezug zu theoretischen Fragen (etwa zur relativen Bedeutung der Kultur und Gruppenstruktur in der Erklärung des Selbstmords) hat, eine bereits vorhandene Theorie (etwa die Nachahmungstheorie) testet oder eine neue vorschlägt (beispielsweise eine Theorie, nach der die Selbstmordhäufigkeit mit dem Integra-

tionsgrad einer Population korreliert). Durkheims Hypothese, wonach Suizidraten steigen, wenn die Bindungen an signifikante Gruppen geschwächt, und sinken, wenn die sozialen Bande gestärkt werden, wurde durch seine Resultate bestätigt.

Folgeuntersuchungen

Ein Forschungsprojekt kann einen wichtigen Untersuchungsgegenstand nie restlos ausschöpfen. Stets gibt es Raum für Folgeuntersuchungen. So kann man den Gegenstand aus einer anderen theoretischen Perspektive betrachten. Vielleicht werden bessere Maße oder andere Indikatoren für wichtige Variablen entwickelt. Man kann zusätzliche Fragen stellen und weitere Daten erheben. Das soziologische Wissen akkumuliert sich in einem fortschreitenden Forschungsprozess, in dem viele einzelne Wissenschaftler eng zusammenhängende Probleme untersuchen. David Phillips, ein amerikanischer Soziologe, hat gezeigt, dass die Theorie der sozialen Nachahmung – die Durkheim bei seiner Literaturrecherche entdeckte, durch seine Studie aber für widerlegt hielt – größere Bedeutung hat, als Durkheim glaubte.

Um diese Theorie zu testen, wählte Phillips (1974) eine Reihe berühmter Selbstmordfälle aus, u.a. den von Marilyn Monroe. Für jeden dieser Selbstmorde zählte er die Berichte auf den Titelseiten der Presse, die ihm gewidmet waren. In den darauf folgenden Monaten verglich er die Zahl der erwarteten Selbstmorde (basierend auf dem Vorjahresmuster) mit der tatsächlichen Zahl der Selbstmorde. Er fand einen direkten Zusammenhang (eine positive Korrelation) zwischen hoher Medienpublizität eines Selbstmords und einer Zunahme der Suizidrate.

Doch damit begnügte sich Phillips nicht. Er musste noch Alternativhypothesen testen. Vielleicht hatte ja die hohe Publizität nur den Zeitpunkt der Selbsttötungen verschoben, also diejenigen, die ohnehin entschlossen waren, sich das Leben zu nehmen, bewogen, jetzt zur »Tat zu schreiten« (Phillips/Carstensen 1986). In diesem Fall wäre zunächst ein Gipfel in der Suizidrate und danach ein abnormer Abfall zu erwarten. Doch Phillips fand keinen solchen Abfall. Nach einer anderen Hypothese ließen sich die den Tod feststellenden Kriminalbeamten vom Medienrummel um einen Selbstmord beeinflussen und erkannten bei einem Todesfall danach häufiger auf Selbstmord und seltener auf Mord oder einen Unglücksfall. In diesem Fall wäre eine entsprechende Abnahme in den Raten anderer Todesursachen zu erwarten. Auch diese fand Phillips nicht. Vielleicht aber hatte die Zunahme der Selbstmorde mit anderen Ursachen zu tun. In diesem Fall durfte aber weder die Suizidrate direkt nach einer Titelseitengeschichte einen Gipfel erreichen, noch durfte die Medienpublizität mit der Zunahme der Selbstmorde korreliert sein. Doch die Suizidrate erreichte unbestreitbar einen Gipfel, und die Variablen waren tatsächlich korreliert. Schließlich war es denkbar, dass nicht Nachahmung, sondern Trauer die Ursache der Zunahme war. Phillips wählte eine Stichprobe viel bewundelter Personen, deren Selbstmord, wie zu

erwarten war, ungewöhnlich große Trauer weckte. Die Suizidrate, so das Ergebnis, wurde von den Geschichten über diese Todesfälle nicht *mehr* beeinflusst als von den Selbstmorden weniger bekannter Leute. (Im Anschluss an den Kasten »Wie liest man eine Tabelle?« findet sich eine Tabelle aus Phillips' Untersuchungen.)

Phillips führte seine systematischen Forschungen über Gesetzmäßigkeiten sozialer Nachahmung fort. Nach publizierten Selbstmorden, so stellte er fest, steigen auch die Raten tödlicher Autounfälle an. Dies lässt darauf schließen, dass manche Autounfälle, an denen nur ein Auto beteiligt ist, verschleierte Selbstmorde sind (Phillips 1986). Jugendliche, so fand er weiter, sind besonders anfällig für diesen Typ sozialer Nachahmung.

Phillips' Ergebnisse über den Nachahmungsselbstmord entkräften Durkheims Schlussfolgerung, wonach ein Zusammenhang zwischen Suizidraten und dem Grad der sozialen Integration besteht, keineswegs. Sie zeigen lediglich, dass Durkheims Theorie nicht die »ganze Wahrheit« ist. Auch Phillips' Theorie, die einen Zusammenhang zwischen Selbstmord und Nachahmung herstellt, enthält sie nicht. Doch wenn wir den *kombinierten* Einfluss von sozialer Integration und Nachahmung heranziehen, können wir einen größeren Teil der beobachteten Variation in den Suizidraten erklären, als wenn wir uns auf einen dieser Faktoren beschränken. In einer einzigen Untersuchung kann man den Einfluss nur einer relativ kleinen Zahl unabhängiger Variablen abschätzen. Andererseits sind die Einflüsse auf das menschliche Verhalten so zahlreich und komplex, dass man unvermeidlich einige Dinge übersieht. Es ist stets Raum für weitere Untersuchungen, neue Anläufe, um unser Wissen von der sozialen Wirklichkeit zu verfeinern.

Oft wirft die Arbeit eines Forschers Fragen auf, die andere faszinierend finden und zu beantworten versuchen. So regt Phillips' Arbeit zu mehreren neuen Fragestellungen für die künftige Forschung an: Welche anderen Verhaltensweisen löst ein hohes Maß an Publizität aus? Fördert sie sowohl soziale als auch egoistische Handlungen? Würde eine staatliche Regulierung der hohen Publizität, die Gewalt generell erhält, oder der Art, wie über Gewalt berichtet wird, den Nachahmungseffekt minimieren? Falls andere Forscher solche Fragen zu beantworten suchen, werden sie sich auf Phillips' Ergebnisse stützen. Und auf diese Weise wächst das soziologische Wissen.

PROBLEME DER EMPIRISCHEN SOZIALFORSCHUNG

Die Untersuchung menschlichen Sozialverhaltens wirft eine Reihe von Problemen auf; einige von ihnen gelten für alle wissenschaftliche Forschung, andere sind charakteristisch für die Sozialwissenschaften.

Gültigkeit und Zuverlässigkeit

Wie in anderen Wissenschaften muss auch in der Soziologie die Gültigkeit und Zuverlässigkeit empirischer Untersuchungen beurteilt werden. **Gültigkeit** (Validität) eines Indikators bedeutet, dass eine Untersuchung misst, was sie zu messen beabsichtigt – beispielsweise, dass Durkheim tatsächlich soziale Integration maß, indem er Heiratsraten als Indikatoren verwendete. **Zuverlässigkeit** (Reliabilität) einer Messung bedeutet, dass eine Wiederholungsuntersuchung zu den gleichen Ergebnissen kommt. Ein Mangel an Zuverlässigkeit weist meist auf ein Problem im Untersuchungsplan (Forschungsdesign) hin. Doch die Zuverlässigkeit einer Messung ist noch kein Beweis der Gültigkeit eines Indikators.

Folgeuntersuchungen zu Suizidraten haben bestätigt, dass Durkheims Ergebnisse zuverlässig sind. Indessen haben einige Kritiker bezweifelt, dass Durkheims Daten gültig sind. Ist es möglich, dass seine Daten verzerrt waren? Vielleicht kamen unter Katholiken nur deswegen weniger Selbstmorde vor als unter Protestanten, weil sie eher dazu neigten, Selbstmorde zu verschleiern. Einiges spricht für die Annahme, dass der Tod einer Person um so seltener als Selbstmord *diagnostiziert* wird, je besser sie in die Gesellschaft integriert ist. Es ist durchaus vorstellbar, dass Beamte in eng verbundenen Gemeinschaften den Wunsch der Familie, peinliches Aufsehen zu vermeiden, respektieren, und einen Selbstmord als Tod infolge natürlicher Ursachen ausgeben. Oder aber sie schöpfen keinen Verdacht auf Selbstmord, weil der Tote eine führende Position in der Gemeinschaft innehatte.

Noch mit einem anderen Problem sind die Forscher konfrontiert. Sie müssen die Art der Beziehung zwischen den Variablen präzisieren. Am meisten sind Soziologen an Kausalbeziehungen interessiert, Beziehungen also, in denen eine Veränderung in einer Variablen eine Veränderung in einer anderen Variablen hervorruft. In vielen Fällen ist es jedoch nicht möglich, eine Kausalbeziehung zwischen den fraglichen Varia-

Wie liest man eine Tabelle?

Häufig verwenden Sozialwissenschaftler Tabellen, um ihre Forschungsergebnisse darzustellen und die Beziehungen zwischen den Variablen zu *veranschaulichen*. Auch Zeitungen, Zeitschriften und Geschäftsberichte nutzen diese wissenschaftliche Form der Datenpräsentation. Wenn man jedoch nicht weiß, wie Tabellen zu lesen sind, stiftet sie oft mehr Verwirrung, als sie Zusammenhänge erhellen. Worauf sollte man bei der Interpretation einer Tabelle achten? Die folgenden Schritte zur Interpretation von Tabelle 2.1 sind allgemeine Richtlinien, die für beliebige Tabellen gelten.

1. Tabellen enthalten *statistische Informationen*. Die Daten sind in Zeilen (von links nach rechts) und Spalten (von oben nach unten) angeordnet. In der Vorspalte (links) und der Kopfzeile (oben) ist angegeben, was in den Zeilen und Spalten steht. Die Plätze, an denen die Zeilen und Spalten zusammenreffen, heißen »Zellen«. Jede Zelle enthält eine spezifische Information, die als Wort, Zahl, Prozentsatz oder irgendein anderes statistisches Maß ausgedrückt sein kann.

2. Um eine Tabelle zu lesen, *verknüpft man Zeilen und Spalten*. In Tabelle 2.1 sind in der ersten Spalte die Namen der Selbstmörder

aufgeführt. Jeder Name steht am Beginn einer Zeile, die sich nach rechts fortsetzt mit dem Datum der Selbstmordgeschichte und statistischen Angaben über die Selbstmorde anderer Personen, nachdem die Geschichte veröffentlicht wurde. Man kann einer Tabelle neue, noch unbekannte Informationen entnehmen: beispielsweise, wie viel mehr Selbstmorde sich nach dem Tod von Marilyn Monroe ereigneten, als ohne ihren Tod zu erwarten gewesen wären (Zeile 8, Spalte 4).

3. Man kann in einer Tabelle einzelne Informationen nachsehen. Die wichtigste soziologische Verwendung ist jedoch *die Suche nach einem Muster* oder einer *Gesetzmäßigkeit* im Gesamtbild der Daten. In Tabelle 2.1 sehen wir, dass nach dem Selbstmord prominenter Personen die Selbstmordraten weitaus öfter ansteigen als fallen.

4. *Woher stammen die Daten der Tabelle?* Um die Qualität der Daten zu bewerten, sollte man genau auf die Quelle achten, die meist in der Überschrift oder einer Fußnote genannt ist. Aus der Überschrift von Tabelle 2.1 geht hervor, dass die Geschichten auf der Titelseite der *New York Times* erschienen sind. In der kleingedruckten Fußnote sind die Quellen der

Daten genannt: (1) der bereits erschienene Artikel des Soziologen David Phillips *The Influence of Suggestion on Suicide* und (2) die von der US-amerikanischen Bundesregierung herausgegebene Selbstmordstatistik. Wenn die Quelle eine Gruppe ist, die ein eigenes Interesse an dem in der Tabelle dargestellten Thema hat, beispielsweise eine Behörde zur Suizidprävention, ist Vorsicht angeraten: Die Zahlen könnten selektiv, voreingenommen oder einseitig ausgewählt worden sein.

5. Man kann aus den Daten einer Tabelle *Schlussfolgerungen ziehen* und auch Fragen für die künftige Forschung ableiten. So lässt Tabelle 2.1 darauf schließen, dass die Suizidraten nach Selbstmorden mit hoher Publizität ansteigen. Um diese Vermutung zu überprüfen, könnten wir Informationen über die Suizidrate nach den Selbstmorden anderer prominenter Personen sammeln – etwa nach dem Tod des Rockstars Kurt Cobain 1994. Wir könnten ferner fragen, ob die Suizidrate um so mehr ansteigt, je mehr über den ursprünglichen Selbstmord in der Presse berichtet wird.

blen nachzuweisen. Oft kann man nur zeigen, dass zwei Variablen sich in irgendeiner messbaren Weise gemeinsam verändern – *korreliert* sind (siehe Kasten »Grundbegriffe der Statistik«). Wie erwähnt, ist eine Korrelation eine regelmäßige Beziehung zwischen zwei Variablen. Stellt man beispielsweise fest, dass ein hoher Wert einer Variablen (etwa die Scheidungsrate) stets zusammen mit einem hohen Wert einer anderen Variablen vorkommt, sagt man, dass die beiden positiv korreliert sind.

Der Nachweis einer Korrelation zwischen Variablen bedeutet *nicht*, dass zwischen ihnen eine Kausalbeziehung besteht. Zwei Variablen können korreliert sein, ohne dass sie kausal miteinander verknüpft sind. Man bezeichnet diesen Sachverhalt als *Scheinkorrelation*, eine immer wieder vorkommende Fehlerquelle in empirischen Untersuchungen. Zu einem wesentlichen Teil besteht die soziologische Analyse darin, sinnvolle von Scheinkorrelationen zu unterscheiden. So könnte man fragen, ob der Beziehung, die Durkheim zwischen Suizidraten und religiöser Bindung entdeckte, ein

Kausalnexus zugrunde lag oder ob sie lediglich eine Scheinkorrelation war. Eventuell waren die Werte beider Variablen der Effekt irgendeines dritten Faktors, etwa der Unterschiede im Reichtum oder in der geographischen Herkunft der Personen. Durkheim war sich im Klaren darüber, dass womöglich ein dritter Faktor seine Befunde erklärte. Deshalb versuchte er, diese Hypothese auszuschließen.

Theorie und empirische Forschung

Theorie und empirische Forschung sind in der Soziologie nicht voneinander zu trennen. Theorien sind unentbehrlich für die Definition der zu untersuchenden Probleme, die Hypothesenbildung, die Datenanalyse und -auswertung und die Schlussfolgerungen, die daraus zu ziehen sind. Theorien dienen dazu, eine Synthese der Forschungsergebnisse herzustellen und diese zu ordnen. Zugleich werden sie auf Grund der Daten

Tabelle 2.1: Anstieg der Zahl der Selbstmorde nach Veröffentlichung von Geschichten auf der Titelseite der *New York Times*

Name des/r publizierten Selbstmörders/in	Datum der Selbstmordgeschichte	Zahl der beobachteten Selbstmorde im Monat nach Erscheinen der Geschichte	Zahl der erwarteten Selbstmorde im Monat nach Erscheinen der Geschichte	Veränderung in der Zahl der Selbstmorde nach Erscheinen der Selbstmordgeschichte (beobachtete minus erwartete Zahl der Selbstmorde)
Lockridge (Autor)	8. März 1948	1510	1521,5	-11,5
Landis (Illustrator)	6. Juli 1948	1487	1467	+20,5
Brooks (Finanzschmann)	28. August 1948	1250	1360	-110
Holmes (ehemaliger Ehemann)	10. März 1949	1583	1521,5	+61,5
Foran (Ex-Verdichtungsminister der USA)	22. Mai 1949	1549	1591,5	-42,5
Baker (Professor)	26. April 1950	1600	1586,5	+13,5
Laro (Polizeizugew.)	20. April 1951	1722	1719,5	+2,5
Morroe (Illustrator)	6. August 1962	1886	1690,5	+195,5
Graham (Verteiler)	4. August 1963	180	1640,5	-1460,5
Ward (Profranco-Affäre)	4. August 1963	180	1640,5	-1460,5
Burros (Ku Klux Klan Führer)	1. November 1965	1710	1652,0	+58,0
Morrison (Kriegskritiker)	3. November 1965			

^a Ward und Graham starben beide am selben Tag (4. August 1963). Der Anstieg der Zahl der Selbstmorde im August 1963 wurde je zur Hälfte Ward und Graham zugeschrieben. Auch bei Burros und Morrison, die am 1. beziehungsweise 3. November 1965 starben, wurde so verfahren.

Quelle: Phillips (1974:344). Ursprüngliche Quelle der Selbstmordstatistik: U.S. Department of Health, Education, and Welfare, Public Health Service Jahresbände 1947-1968.

aus der empirischen Forschung einer ständigen Revision unterzogen. Ohne diese Daten wären die Theorien lediglich unbewiesene Vermutungen und noch nicht wissenschaftlich. Mit empirischen Untersuchungen lassen sich theoretische Aussagen testen, und wenn sie neue Daten zu Tage fördern, neue oder modifizierte Theorien aufstellen. Auf diese Weise wird das soziologische Wissen aktualisiert und weiterentwickelt.

Verschiedene theoretische Perspektiven können zu einander ergänzenden Forschungsprojekten führen, insofern sie verschiedene Aspekte eines Problems beleuchten. So vertieft sowohl Durkheims Selbstmordstudie – die sich am Konzept der *funktionalen Integration* orientiert – als auch die Untersuchungsreihe von Phillips – die von der Rolle der Nachahmung im sozialen Handeln ausgeht – unser Verständnis der Variation in den Suizidraten. Um ein möglichst umfassendes Wissen über einen Aspekt der sozialen Realität zu gewinnen, bedarf es oft mehrerer Forschungsmethoden und theoretischer Ansätze. So könnte ein Soziologe kritisieren, dass Durkheim in seiner Selbstmordstudie

Fragen über die *Bedeutung* des Suizids sowohl für den, der ihn beging, als auch für die Mitglieder der Gruppe, der das Opfer angehörte, vernachlässigte. Vielleicht ist dieser Soziologe ein Schüler von George Herbert Mead und Anhänger des Symbolischen Interaktionismus, der just eine Untersuchung plant, um festzustellen, was im Einzelnen bei einer Reihe von Selbstmorden geschah und was er für die Beteiligten jeweils bedeutete. Selbstverständlich würden deren Ergebnisse Durkheims Ansatz nicht überflüssig machen, denn sie würde uns nichts über Suizidraten sagen. Sie könnte uns allerdings Einblicke in das Beziehungsgeflecht zwischen Selbstmord und sozialer Integration vermitteln, die Durkheims Arbeit ergänzen.

Ethische Fragen

Soziologen sind fast per definitionem »Schnüffler«. Durkheims Selbstmordstudie stützte sich zwar auf historische Aufzeichnungen, doch bei vielen soziologi-

schen Untersuchungen ist es unumgänglich, im Leben der Menschen, im Hier und Jetzt zu »stochern«. Soziologen haben daher besondere ethische Verpflichtungen gegenüber ihren Probanden.

Zuallererst *müssen Soziologen ihre Probanden vor Schaden bewahren*. Wohl setzt die empirische Sozialforschung ihre Probanden selten der Gefahr physischer Verletzungen aus, doch oft erfordert sie, dass ihre Probanden (Untersuchungs- oder Testpersonen) private Informationen über sich selbst preisgeben. Vielleicht ist den Probanden daran gelegen, dass solche Informationen ihren Familien, Freunden oder Arbeitskollegen nicht bekannt werden, weil sie ihnen peinlich sind, ihren Arbeitsplatz gefährden oder sie gar erpressbar machen.

In vielen Fällen ist der potenzielle Schaden subtil. Arlie Hochschild untersuchte die Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern in heutigen Familien und schilderte die Ergebnisse. Manche Paare, so fand Hochschild heraus, charakterisierten sich selbst zwar als gleichberechtigte Partner, in Wahrheit aber leistete die Frau weitaus mehr Hausarbeit als der Mann. Gleichwohl diente der Mythos der gleichberechtigten Partnerschaft einem Paar als Kleister für seine divergierenden Ansichten über eine »gute Ehe« (Hochschild 1989). Falls sich ein bestimmtes Paar in dieser Studie wiedererkannte, war es womöglich mit der Tatsache konfrontiert, dass beide ihre Ehe als nicht so glücklich empfinden, wie sie es einander erzählen oder vor sich selbst zugeben. Um diesen Fall möglichst auszuschließen, änderte Hochschild nicht nur die Namen der untersuchten Paare, sondern auch andere identifizierende Merkmale wie ihr Äußeres und ihre Berufe.

Man kann die Untersuchungspersonen auf verschiedene Weisen schützen. Eine davon ist die *anonyme Datenerhebung*. Die Fragebogen werden so ausgeteilt und eingesammelt, dass sich eine bestimmte Antwort einem einzelnen Informanten nicht zuordnen lässt. Oft jedoch müssen Soziologen ihre Probanden persönlich interviewen oder sie in ihrem Heim, am Arbeitsplatz oder im Labor beobachten. In solchen Fällen bieten sie oft *Vertraulichkeit* an, d.h. der Forscher kennt die Identität der Probanden, sichert ihnen aber zu, keinen öffentlichen Gebrauch von diesen Informationen zu machen. Zum Schutz der Privatsphäre entfernt der Forscher in der Regel Namen und Adressen von Fragebogen, Feldnotizen und anderen Aufzeichnungen, ersetzt sie durch eine Identifikationsnummer und verwahrt die Hauptkartei, die Namen und Nummern verbindet, an einem sicheren Ort. Meist sind diese Vor-

kehrungen ausreichend. Allerdings gelten soziologische Daten sowohl vor US-amerikanischen wie deutschen Gerichten nicht als »vertrauliche Mitteilungen«, die der Schweigepflicht unterliegen. Anders als ein Anwalt, Priester oder gar (in manchen Fällen) Journalist ist ein Soziologe per Gesetz verpflichtet, seine Aufzeichnungen auszuliefern und vor Gericht auszusagen.

Rik Scarce, ein graduierter Soziologe der Washington State University, untersuchte radikale Umweltschutz- und Tierrechtsaktivisten, die gelegentlich Gesetze brachen, um ihren Zielen Nachdruck zu verleihen (Monaghan 1993a-c). Eine Gruppe, die sich selbst *Animal Liberation Front* nannte, übernahm die Verantwortung für einen Überfall auf ein Universitätslabor, bei dem die Täter 23 Nerze, Mäuse und Kojoten frei ließen und Salzsäure über Computer gossen (geschätzter Schaden: US-\$ 150.000). Scarce wurde daraufhin verklagt. Er gab zu, einen Hauptverdächtigen in dem Fall persönlich ziemlich gut zu kennen, weigerte sich aber, irgendwelche weiteren Fragen zu beantworten. Wenn er seine Quellen preisgeben würde, argumentierte Scarce, würden nicht nur Umweltschutzaktivisten es künftig ablehnen, mit ihm zu sprechen, was seine eigenen Forschungen beeinträchtigte. Darüber hinaus aber wäre die empirische Sozialforschung insgesamt betroffen: Sehr wahrscheinlich verlören Informanten dann auch zu anderen Sozialwissenschaftlern das Vertrauen; zu befürchten wäre, dass Sozialwissenschaftler künftig vor umstrittenen Untersuchungen zurückschrecken, die Vertraulichkeit erfordern. Der Richter ließ sich nicht überzeugen und blieb hart. Scarce ging jedoch lieber ins Gefängnis, als der Verpflichtung gegenüber seinen Informanten untreu zu werden.

Die zweite ethische Verpflichtung lautet: Soziologen sollten Menschen nie durch Zwang oder Bestechung zur Teilnahme an einer Untersuchung bewegen; diese sollte vielmehr stets freiwillig sein. So simpel diese Forderung klingt, können sich doch subtile Einflüsse einschleichen. Bewohner eines Pflegeheims beispielsweise sind ein »unfreiwilliges Publikum«; eventuell sehen sie in dem Soziologen einen Arzt oder Verwalter und fühlen sich zur Mitarbeit verpflichtet. Und Studierende eines soziologischen Proseminars mögen befürchten, dass ihre Klausurnote darunter leidet, wenn sie sich weigern, an einer Untersuchung des Dozenten teilzunehmen. Allerdings können Freiwillige in einigen Fällen die Untersuchungsergebnisse auch verzerren. Personen, die bereit sind, an einer Umfrage über Sexualverhalten teilzunehmen, gehören zu einer von ihnen selbst gewählten Gruppe, die womöglich etwas exhibitionistisch ist und daher nicht repräsentativ für die Gesamtpopulation.

Drittens *müssen Forscher gegenüber ihren Probanden ehrlich sein*. Im Idealfall erhalten sie von ihnen nicht bloß die einfache Zustimmung, sondern deren über mögliche Risiken *aufgeklärte* Zustimmung. Dies ist besonders dann wichtig, wenn die Probanden weniger

gebildet sind, einen niederen sozialen Status haben oder über die empirische Sozialforschung nicht Bescheid wissen. Meist ist es schwierig oder gar unmöglich, eine Untersuchung geheim zu halten. Teilnehmer an einem Laborexperiment oder Personen, die einen langen Fragebogen ausfüllen, wissen, dass sie gerade untersucht werden. Manchmal aber treffen Forscher die schwierige Entscheidung, den Teilnehmern *nichts* über das wahre Ziel ihrer Untersuchung mitzuteilen, um ihnen exaktere Informationen zu entlocken. So könnte ein Soziologe, der die Geschlechtsdiskriminierung in der Musikindustrie untersucht, gegenüber seinen Probanden andeuten, dass er Führungsstile und Verkaufsstrategien erforscht. Insbesondere Feldforscher sind wohl daran interessiert, den Probanden nicht sämtliche für ihre Beobachtungen relevanten Überlegungen mitzuteilen, weil solches Wissen den sozialen Prozess, den sie untersuchen wollen, beeinflussen könnte. Soziologen, die Kulte, Szenen oder selbst Unternehmen untersuchen, werden also die wahre Natur ihres Forschungsprojekts geheim halten. Jede Täuschung muss aber durch zwingende wissenschaftliche oder humanitäre Interessen begründet sein. Moralisch gerechtfertigt mag eine verdeckte Untersuchung von intravenösen Drogennutzern zur Ermittlung von Verhaltensmustern sein, welche die Wahrscheinlichkeit einer Ansteckung mit AIDS erhöhen.

Soziologen haben auch ethische Verpflichtungen gegenüber ihren Fachkollegen, der *academic community* und der Gesamtgesellschaft. Der Idealzustand wäre natürlich, wenn sie in jeder Hinsicht die Normen *wissenschaftlicher Objektivität* und *moralischer Integrität* in ihren Untersuchungen und Publikationen einzuhalten versuchten. Eine solche Haltung erfordert nicht nur eine wahrheitsgetreue und möglichst exakte Darlegung ihrer Forschungsergebnisse, sondern auch den Hinweis auf die Grenzen einer Untersuchung, auf negative oder anomale Befunde ebenso wie auf positive Resultate. Dazu gehört auch, alle Finanzierungsquellen offen zu legen und alle Personen (Studierende eingeschlossen) namentlich zu erwähnen, die zu einer Untersuchung beigetragen haben. Werden sie aufgefordert, Expertenurteile oder Gutachten, sei es vor Gericht, in öffentlichen Anhörungen oder für die Medien, abzugeben, sollten sie den Grad ihrer Sachkenntnis präzisieren und sich jeglicher Äußerungen, die nicht wissenschaftlich fundiert sind und missbraucht werden könnten, enthalten.

Wie die Medizin, die Justiz und andere akademische Berufe ist auch die Soziologie bestrebt, sich selbst zu kontrollieren. Die *American*

Sociological Association (ASA), die Hauptvereinigung der professionellen US-Soziologen, hat einen detaillierten Verhaltenskodex (*Code of Ethics*, 1989) ausgearbeitet, der die oben genannten Prinzipien enthält. Der Ethikkommission der ASA (*Committee on Professional Ethics*) obliegt es, Klagen zu untersuchen, zwischen streitenden Parteien zu vermitteln und nach einer formellen Anhörung Maßnahmen zu empfehlen. Ergänzend fordern die meisten US-amerikanischen Universitäten und Colleges, dass alle größeren Forschungsprojekte von Kommissionen überprüft werden, die den Auftrag haben, darüber zu wachen, dass die Forschungsprozeduren die Rechte der Probanden nicht verletzen. Vergleichbare Einrichtungen gibt es bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und in Gestalt der Ethik-Kommission in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

FORSCHUNGSSTRATEGIEN

Wir können zwei Typen der Sozialforschung unterscheiden: eine quantitative und eine qualitative. In der **quantitativen Sozialforschung** ermitteln Soziologen die Häufigkeit eines sozialen Phänomens und versuchen, einen statistischen Zusammenhang mit anderen sozialen Faktoren herzustellen. Man verfügt über eine Reihe statistischer Verfahren, um Beziehungen zwischen den Variablen zu bestimmen und sie auf einen kausalen Zusammenhang hin zu überprüfen. (Siehe Kasten »Grundbegriffe der Statistik«, in dem einige einfache, aber wichtige statistische Maße kurz vorgestellt werden.) David Phillips' Arbeiten über die von hoher Medienresonanz begleiteten Selbstmorde prominenter Personen ist ein Beispiel für quantitative Sozialforschung, ebenso auch Durkheims Selbstmordstudie. Durkheim hätte zweifellos Computer und die zahlreichen subtilen statistischen Verfahren, die man heute kennt, als ungemein hilfreich für die Datenanalyse empfunden.

Selbstverständlich können nicht alle sozialen Phänomene gezählt oder gemessen, kurz, numerisch erfasst werden. Man kann beispielsweise die Suizidrate messen, aber nicht die *Bedeutung*, die der Akt des Selbstmords für die Person hat, die ihn begeht. Mithin ist auch **qualitative Forschung** in der Soziologie wichtig. Hier verwendet man verbale Beschreibungen, direkte Beobachtungen und manchmal Bilder, um die Bedeutung sozialer Handlungen zu interpretieren oder um Gesetzmäßigkeiten des sozialen Lebens im Detail zu analysieren. Ein Soziologe, der Arbeitsgruppen beobachtet, um die Entstehung von Führungsrollen zu untersuchen, oder Kleinkinder interviewt, um zu ermitteln, welche Bedeutung für sie die Scheidung ihrer Eltern hat, betreibt qualitative Forschung.

Sowohl für die quantitative wie die qualitative Forschung existieren diverse Methoden der Datengewinnung: von der Durchführung von Umfragen bis zur direkten Beobachtung, von der Verwendung historischer Quellen bis zur Durchführung von Experimenten. In den folgenden Abschnitten wollen wir die wichtigsten dieser Methoden vorstellen und zeigen, dass jede in besonderer Weise für die Beantwortung bestimmter Fragen geeignet ist.

Umfrageforschung

Soziologen verwenden Umfragen, um die öffentliche Meinung zu messen, Annahmen über das Verhalten zu testen und das Handeln von Personen vorauszusagen. In einer *Umfrage* (*survey*) sammelt man Daten über eine Gesamtheit von Individuen (*Population*), indem man Interviews mit einer im voraus ausgewählten Stichprobe von Personen durchführt und/oder Fragebogen an sie austellt. Die Personen werden gebeten, die Fragebogen per Post, telefonisch oder in persönlichen Gesprächen zu beantworten. Besonders nützlich sind Umfragen, wenn man von einer großen Population Informationen über Ereignisse erhalten möchte, die man nicht direkt messen kann. So fand eine Umfrage zum Sexualverhalten der US-Amerikaner heraus, dass sie in ihren sexuellen Praktiken konservativer sind, als es die Medien erscheinen lassen, die voll von Promiskuität und Alternativsex sind. Umfragen können auch nach sozio-ökonomischen Fakten (Alter, Einkommen, Ausbildung, Beruf und dergleichen) fragen. Da die befragten Personen die Fragen nicht immer wahrheitsgemäß beantworten, müssen Umfrageergebnisse als Näherungen angesehen werden.

Zu einer soziologischen Umfrage gehört indessen weit mehr als nur die Befragung von Personen zu bestimmten Themen. Wenn die Resultate zuverlässig und gültig sein sollen, muss man methodisch im Einzelnen festlegen, *wen* man fragt und *wie* man die Fragen formuliert. So können Telefonumfragen in Fernseh-Talkshows Öffentlichkeit herstellen und sogar öffentliche Personen beeinflussen, doch die Menschen, die diese Talkshows sehen und sich die Zeit für einen Anruf nehmen, sind nicht unbedingt repräsentativ für die gesamte Öffentlichkeit. Sorgfältige Stichprobenkonstruktion ist der Schlüssel zu exakten, wissenschaftlichen Erhebungen. Während die meisten Erhebungen an quantitativen Daten interessiert sind, fördern Interviews auch qualitative Daten zu Tage.

Konstruktion einer Stichprobe

Ziel der meisten Erhebungen ist es, Informationen von einer kleinen Zahl von Individuen zu gewinnen, die Generalisierungen über die Einstellungen, Verhaltensweisen oder andere Merkmale einer weit größeren Population erlauben. Die *Population* einer Erhebung ist die Gesamtheit der Individuen, die ein Merkmal, an dessen Untersuchung man interessiert ist, gemeinsam haben. Angenommen, ein Soziologenteam möchte die Einstellungen zur Abtreibung bei jüngeren (definiert als zwanzig- bis dreißigjährigen) und älteren (definiert als fünfzig- bis sechzigjährigen) deutschen Frauen vergleichen. Die Population der Erhebung ist in diesem Fall die Gesamtheit aller deutschen Frauen zwischen zwanzig und dreißig und zwischen fünfzig und sechzig Jahren.

Meist ist es zu kostspielig und zeitraubend, jedes Individuum in einer Population zu interviewen. Daher befragt man eine *Stichprobe*, eine begrenzte Teilmenge der zu untersuchenden Population. So könnte ein Soziologenteam, das Einstellungen zur Abtreibung erforscht, eine Stichprobe der deutschen Frauen aus den beiden Altersgruppen wählen. Eine Stichprobe soll möglichst *repräsentativ* sein, d.h. relevante soziale Merkmale – Alter, Geschlecht, soziale Schicht usw. – sollen in der Stichprobe prozentual gleich häufig vorkommen wie in der Gesamtpopulation. Je repräsentativer die Stichprobe ist, desto eher spiegeln die Resultate die Einstellungen der Gesamtpopulation wider.

Viele meinen, eine größere Stichprobe sei repräsentativer als eine kleine. Doch dies ist nicht immer der Fall. Das berühmteste Gegenbeispiel war vielleicht der Versuch, den Ausgang der US-amerikanischen Präsidentschaftswahlen von 1936 zu prognostizieren. Der *Literary Digest*, eine populäre Zeitschrift, verschickte Postkartenstimmzetteln an zehn Millionen US-Bürger, deren Namen aus Telefonbüchern und Autoregistrierungen stammten. Auf der Basis von zwei Millionen zurückgesandten Postkarten sagte die Zeitschrift voraus, dass Alfred Landon die Wahl mit überwältigendem Vorsprung vor Franklin D. Roosevelt gewinnen würde. Inzwischen hatte ein junger Mann namens George Gallup eine Stichprobe von lediglich 312.551 Personen konstruiert und korrekt vorausgesagt, dass Roosevelt siegen würde. Zunächst einmal hatten 1936, mitten in der »Großen Depression«, viele Wähler *kein* Telefon oder Auto. Diese Personen – von denen die meisten für Roosevelt stimmten – waren von der Stichprobe des *Literary Digest* ausgeschlossen. George Gallup benutzte eine *Zufallsstichprobe*, in der jede Person aus der wahlberechtigten US-amerikanischen Population mit gleicher Wahrscheinlichkeit vertreten war.

Die Konstruktion einer repräsentativen Stichprobe ist keine leichte Aufgabe. Campus-Zeitungen und -organisationen führen häufig Umfragen durch, indem sie Fragebogen an ein oder zwei Stellen verteilen. Solche Umfragen sind selten repräsentativ. So können unter den ersten hundert Studierenden, die das Gebäude eines Soziologie-

Wie formuliert und stellt man die Fragen in Meinungsumfragen?

Bereits die Formulierung und Reihenfolge, in der Fragen in Interviews oder Fragebogen gestellt werden, beeinflussen Gültigkeit und Zuverlässigkeit der erhobenen Daten (Kromrey 1994).

Formulierung

Die Wortwahl in Erhebungsfragen kann sich auf die Ergebnisse der Untersuchung auswirken. Auf den ersten Blick scheint es, dass Wendungen wie »die freie Meinungsäußerung verbieten« und »die freie Meinungsäußerung erlauben« logische Gegensätze darstellen. Doch die Konnotationen der Wörter sind offenbar verschieden. In einer Meinungsumfrage in den USA wurden einige Personen gefragt: »Glauben Sie, dass die Regierung die freie Meinungsäußerung gegen die Demokratie verbieten sollte?« Andere wurden gefragt: »Glauben Sie, dass die Regierung die freie Meinungsäußerung gegen die Demokratie erlauben sollte?« Die Antworten allerdings reimten sich nicht zusammen: Während nur 21,4 Prozent sagten, sie würden solche Meinungsäußerungen »verbieten«, gaben 47,8 Prozent an, sie würden sie »nicht erlauben«. In manchen Fällen führt man einen Vortest eines Fragebogens durch, um sicherzustellen, dass Wortwahl und Form der Fragen die Antworten nicht einseitig beeinflussen.

Reihenfolge

Auch die Reihenfolge, in der die Fragen gestellt werden, kann bereits eine Rolle spielen. Themen, die in früheren Fragen angesprochen werden, können das, was die Befragten über spätere Fragen denken, beeinflussen. Manchmal erhält man bereits verschiedene Ant-

worten, indem man lediglich zwei Fragen umstellt. So wurden zur Zeit des Kalten Krieges, als die Menschen in den USA sich vor der »kommunistischen Gefahr« fürchteten, die beiden folgenden Fragen gestellt: (1) »Glauben Sie, dass die US-Regierung Zeitungsreportern aus kommunistischen Ländern erlauben sollte, direkt aus den USA über die Dinge, so wie sie sie wahrnehmen, in ihren Zeitungen zu berichten?« und (2) »Glauben Sie, dass ein kommunistisches Land wie die Sowjetunion amerikanischen Zeitungsreportern erlauben sollte, direkt von dort über die Dinge, so wie sie sie wahrnehmen, in US-Zeitungen zu berichten?« Als den Personen zuerst Frage (1) gestellt wurde, beantworteten 54,7 Prozent sie mit »ja«. Als ihnen aber zuerst Frage (2) gestellt wurde, beantworteten 74,6 Prozent Frage (1) mit »ja« (Schuman/Presser 1981).

Frageformen

Die Fragen können bei Erhebungen in zwei Formen gestellt werden. Bei *geschlossenen* Fragen müssen die Befragten aus einer Reihe vorgegebener Antworten wählen; *offene* Fragen dagegen überlassen ihnen die Formulierung der Antwort. Beispielsweise könnten Soziologen wissen wollen, was die Menschen an einem Beruf am meisten schätzen. Sie können dies in einer geschlossenen Form fragen: »Sehen Sie sich bitte diese Liste mit Antworten an und sagen Sie, was Sie an einem Beruf am meisten schätzen!« Die Liste führt dann beispielsweise fünf alternative Antwortkategorien an: hohes Einkommen, Arbeitsplatzsicherheit, kurze Arbeitszeiten, Aufstiegschancen und eine befriedigende, erfüllende

Arbeit. In einer anderen geschlossenen Frageform werden die Befragten gebeten, Sachverhalte oder Aussagen zu beurteilen, etwa anhand einer Skala von 1 = »stimme stark zu« bis 5 = »lehne stark ab«. Die Frage kann auch in einer offenen Form gestellt werden: »Die Menschen suchen in einem Beruf verschiedene Dinge. Was schätzen Sie an einem Beruf am meisten?« Als diese Fragen tatsächlich einmal in einer Umfrage gestellt wurden, unterschieden sich die Antworten je nach Art der Präsentation. So wählten 17,2 Prozent der Befragten die Kategorie »Aufstiegschancen«, als sie sie unter den Vorgaben entdeckten, doch nur 1,8 Prozent gaben sie spontan an, als die Frage in einer offenen Form gestellt wurde. Soziologen müssen sich im Klaren darüber sein, dass Wortwahl, Reihenfolge und Form von Erhebungsfragen die Untersuchungsergebnisse beeinflussen.

Gelegentlich kommt es vor, dass Meinungsforscher mehr Informationen benötigen, als ein kurzer Fragebogen hergibt. Dann können sie die Personen telefonisch oder persönlich interviewen. Ein Interview ist ein Gespräch, in dem ein Forscher eine Reihe von Fragen stellt oder ein Thema mit einer anderen Person erörtert. Bei Verwendung offener Fragen können Interviewer erkennen, ob sie tiefer bohren müssen oder gleich zur nächsten Frage weitergehen können. Gute Interviewer wissen auch, dass die Gültigkeit und Zuverlässigkeit eines Interviews von der Interaktion zwischen Interviewer und befragter Person abhängt. Sie lernen, Stil und Tempo eines Interviews auf verschiedene Typen von Befragten abzustimmen.

instituts verlassen, die Studenten der Natur- und Geisteswissenschaften unterrepräsentiert, und die weiblichen Studenten, die (in den USA, 1997) häufiger als männliche Studenten Soziologie belegen, überrepräsentiert sein. Repräsentativer wäre in diesem fiktiven Beispiel sicher eine Stichprobe, die hundert zufällig ausgewählte Namen aus dem vollständigen Studentenverzeichnis umfasst.

Experimente

Das Experiment ist in den Wissenschaften ein äußerst effizientes Instrument zum Nachweis einer Kausalbeziehung. In Experimenten lassen sich Hypothesen testen – d. h. es lässt sich überprüfen, ob eine Variable eine andere kausal beeinflusst –, indem Untersuchungspersonen in eine eigens konstruierte Situation versetzt werden, die es erlaubt, externe Faktoren zu kontrollieren, die die fraglichen Variablen eventuell beeinflussen. Um etwa den Einfluss von Musik auf soziale

Interaktionen zu untersuchen, könnten Soziologen einen geschlossenen Raum verwenden und die Zahl der Personen, Beleuchtung, Sitzordnung, Angebot an Erfrischungen usw. jedes Mal konstant halten. Um eine Hypothese zu testen, müssen die Forscher (1) systematisch eine Variable manipulieren und (2) den Effekt der Manipulation auf die andere Variable beobachten. Der Faktor, der systematisch variiert wird (in diesem Experiment die Musik), ist die unabhängige Variable, von der man annimmt, dass sie der kausale Faktor in der fraglichen Beziehung ist. Der zu untersuchende Faktor (hier die soziale Interaktion) ist die abhängige Variable, der Faktor, der durch die Manipulation der unabhängigen Variablen, wie man annimmt, beeinflusst wird.

Experimente erfordern ein hohes Maß an Kontrolle sämtlicher Variablen, die bei der Untersuchung soziologisch interessierender Fragen nur schwer zu erzielen ist. Sie ist annähernd erreichbar in *Laborexperimenten*, die mit einzelnen Personen und kleinen Gruppen arbeiten. Für größere Populationen benötigt man größere *Feldexperimente*. Doch aus praktischen und ethischen Gründen sind diese nur sehr schwierig durchzuführen und daher selten. Gleichwohl lohnt ein Blick auf beide Experimenttypen.

Laborexperimente

Laborexperimente versetzen die Probanden in eine künstliche Umgebung, in der man die Bedingungen exakt kontrollieren kann.

In einem mittlerweile klassisch gewordenen Experiment richtete der Sozialpsychologe Philip Zimbardo (1972) im Keller eines Gebäudes der Stanford University in Kalifornien ein »Gefängnis« ein. Zimbardo war an dem Einfluss, den die sozialen Rollen des Gefangenen und des Wächters auf deren Verhalten haben, interessiert. Durch Anzeigen in einer Campus-Zeitung wurden studentische Freiwillige angeworben. Die siebzig, die sich freiwillig meldeten, wurden sorgfältig überprüft. Von diesen siebzig wurden vierundzwanzig weiße männliche Mittelschicht-Studenten mit ähnlichen Persönlichkeitsmerkmalen ausgewählt. Interviews und Tests belegten, dass es sich um reife, intelligente, emotional ausgeglichene Erwachsene handelte – in Zimbardos Worten um »die crème de la crème«. Durch Münzwurf wurde entschieden, wer von den Studenten die Rolle des Gefangenen oder die Rolle des Wächters übernahm.

Um ein halbwegs realistisches Szenario zu schaffen, wurden die zwölf studentischen Gefangenen ohne Vorwarnung festgenommen. Ein Streifenwagen griff sie auf und brachte sie in eine reale Polizeistation in Palo Alto, wo man ihnen Fingerabdrücke abnahm und sie »polizeilich registrierte«. Danach wurden sie ins Campus-»Gefängnis« abtransportiert. Dort musste sich jeder studentische Gefangene ausziehen, wurde entlaust, erhielt Uniform und Identifikationsnummer und marschierte in eine Zelle. Den studentischen Wächtern war zuvor

gesagt worden, dass sie für Recht und Ordnung und Respekt in dem Scheingefängnis verantwortlich seien. Außerdem wurden sie aufgefordert, ihre eigenen Regeln und Vorschriften zu entwickeln und auf Anzeichen einer »Gefangenerebellion« zu achten.

Obgleich das Experiment auf zwei Wochen angesetzt war, wurde es nach sechs Tagen abgebrochen. Warum? Zimbardo und seine Kollegen waren erschrocken über das, was sie beobachteten. Einige der Wächter behandelten die Gefangenen wie Ungeziefer und waren geradezu kreativ im Ausdenken von Schikanen, um sie ihre Wertlosigkeit spüren zu lassen. Andere Wächter waren fair, aber hart; einige waren freundlich. Doch es kam nicht ein einziges Mal vor, dass ein »guter« Wächter eingriff, als ein »schlechter« Wächter einen Gefangenen misshandelte, oder sich deswegen bei Zimbardo beklagte.

Auch die Veränderungen im Verhalten der studentischen Gefangenen waren alarmierend. Man hätte eigentlich erwartet, dass die Studenten sich gemeinsam gegen die schikanöse Behandlung zur Wehr setzten. (Schließlich hatten sie kein Verbrechen begangen.) Doch sie taten es nicht. Ein Student wurde in »Einzelhaft« (in ein kleines Kabuff) gesteckt, weil er sich geweigert hatte zu essen. Zuerst protestierten seine Mitgefangenen. Als ein Wächter ihnen anbot, den Gefangenen zu befreien, wenn sie eine Nacht lang auf ihre Decken verzichteten, gaben sie klein bei. Lieber behielten sie ihre Decken und ließen den einsamen Gefangenen leiden. Bei der Scheinsitzung einer »Hafturlaubskommission« baten einige darum, freigelassen zu werden, doch keiner verlangte, freizukommen. Binnen sechs Tagen waren die studentischen Gefangenen zu »servilen, entmenslichten Robotern« mutiert.

Dieses Gefängnisexperiment illustriert klar, in welchem Maße die Rollen, welche die Menschen spielen (die von den Forschern kontrollierte unabhängige Variable) ihr Verhalten und ihre Einstellungen (die abhängige Variable) prägen. Alle Studenten wussten, dass sie an einem Experiment teilnahmen, dass sie in Wahrheit ein Spiel, »Wächter und Gefangene«, spielten. Doch in weniger als einer Woche war aus dem Experiment harte Wirklichkeit geworden.

Zimbardos Experiment warf auch ethische Fragen über die Behandlung menschlicher Probanden auf. Wie erwähnt, gelten heute strengere Regeln. Die heutigen Richtlinien verlangen, dass die Forscher (1) der Versuchsperson das Experiment oder die experimentellen Prozeduren erklären, (2) ihr nur Dinge sagen, die wahr sind, (3) sie auf etwaige Risiken aufmerksam machen, (4) ihr erläutern, wozu die Daten benutzt werden, (5) ihre Privatsphäre schützen und (6) sicherstellen, dass sie über das Experiment vollständig aufgeklärt wird, bevor sie ihre Zustimmung gibt.

Feldexperimente

Aus praktischen und ethischen Gründen können die meisten Situationen, die Soziologen interessieren, nicht im Labor reproduziert werden. Doch im Feld (das heißt in Situationen des realen Lebens) ist es weitaus schwieri-

ger, Experimente durchzuführen und eine Kausalbeziehung nachzuweisen.

Das berühmteste Feldexperiment aller Zeiten verdeutlicht die Probleme. In den 1930er Jahren fanden die ersten Untersuchungen zur Erhöhung der Arbeitsproduktivität statt. So wollte man herausfinden, ob Veränderungen der Arbeitsbedingungen, wie etwa bessere Beleuchtung, die Produktivität von Arbeitsgruppen im Werk von *Western Electric* in Hawthorne (Illinois) erhöhen würden (Roethlisberger/Dickson 1939/1961). Mysteriöserweise wurde jede untersuchte Gruppe produktiver, gleichgültig welchen Aspekt der Arbeitsumgebung die Forscher veränderten. Schließlich wurde ihnen klar, dass die Arbeiter einfach auf die ihnen gewidmete Aufmerksamkeit reagierten: Von Sozialwissenschaftlern untersucht zu werden, bewies ihnen, wie wichtig und geschätzt sie waren. Dieser »Hawthorne-Effekt« machte den Forschern deutlich, dass sie die Auswirkungen ihrer eigenen Präsenz kontrollieren müssen. Meist geschieht dies in der Weise, dass man zwei Gruppen vergleicht, die genau gleich behandelt werden bis auf den Faktor, dass die eine untersucht wird und die andere nicht. Im erwähnten Beispiel könnte die *Experimentalgruppe* im Gegensatz zur *Kontrollgruppe* bessere Beleuchtung bekommen, doch beide Gruppen würden die gleiche zusätzliche Aufmerksamkeit erhalten.

Gelegentlich werden Feldexperimente durchgeführt, wenn politische Entscheidungsträger wissen möchten, wie sich eine spezielle politische Maßnahme auswirkt. Sie testen sie zunächst an einem Ort und sammeln Daten über ihre Auswirkungen, bevor sie sie im großen Maßstab einführen. Da große Feldexperimente mit enormen Schwierigkeiten behaftet sind, ist ihr Nutzen für die Gewinnung soziologischer Daten nur minimal. Manchmal allerdings ist es möglich, ein Ereignis – etwa wenn ein US-Bundesstaat im Gegensatz zu anderen ein neues politisches Programm einführt – quasi unter experimentellen Bedingungen zu untersuchen. Wenn es gelingt, die relevanten unabhängigen Variablen hinreichend genau zu messen, kann man sie quasi als Kontrollen von Laborbedingungen auffassen. So hat man Veränderungen in der Sozialhilfepolitik einzelner US-Bundesstaaten untersucht, als ob sie im Experiment ablaufen würden. Beim Vergleich von Bundesstaaten, die Veränderungen vornahmen, mit einer »Kontrollgruppe« von Bundesstaaten, die an ihrer bisherigen Sozialhilfepolitik festhielten, haben Forscher herausgefunden, dass durch die Einführung effizienter Kinderbetreuungsprogramme die Quote allein erziehender Mütter, die Arbeit finden und nicht mehr von Sozialhilfe abhängig sind, steigt.

Ethnographie, Feldforschung und teilnehmende Beobachtung

In Experimenten versuchen Soziologen, das Verhalten der Probanden zu beeinflussen oder zu manipulieren. In den meisten Feldstudien wollen sie hingegen die Individuen unauffällig beobachten. Ethnographien sind Untersuchungen, in denen Forscher die Menschen in alltäglichen Situationen, in der Regel über einen längeren Zeitraum, beobachten. Ihr Ziel ist es, das soziale Leben in der Praxis detailliert zu beschreiben und zu interpretieren – etwa Kinder auf dem Spielplatz, homosexuelle Männer in Saunen oder Straßengangs in städtischen Wohnvierteln. Systematische, meist qualitative Beobachtung ist eine grundlegende soziologische Forschungsmethode. Ethnographische Untersuchungen liefern Augenzeugenberichte über die soziale Realität, just jene Informationen, die man in Experimenten im Labor nicht erhält. Man bezeichnet diesen Forschungstyp oft als *Feldforschung* oder *teilnehmende Beobachtung*.

Der Soziologe William Corsaro (1985) untersuchte beispielsweise Kinder beim Spiel. Über mehrere Monate beobachtete er, wie Kindergartenkinder spielen, und nahm sie dabei auf. Wie so oft in der Feldforschung wurde er so sehr ein Teil des sozialen Beziehungsfelds, dass die Kinder nicht viel über seine Anwesenheit nachdachten. Für sie war er einfach eine »große Person«, die sich mehr wie sie benahm als andere Erwachsene, und diese Wahrnehmung verschaffte ihm Zutritt zu ihrer Lebenswelt. Bei der Durchführung seiner teilnehmenden Beobachtung musste Corsaro einige methodische Probleme lösen. Wie konnte er in die Welt der Kinder eintreten, ohne diese Welt zu stören oder zu verändern? Er musste unauffällig bleiben, durfte den Kindern aber nicht so fern sein, dass er aus den Augen verlör, wie sie selbst ihre soziale Wirklichkeit interpretierten. Bevor er auch nur den Spielplatz betreten durfte, musste er mit den »Pfortnern« – der Kindergartenleiterin, der Sekretärin, Erzieherinnen und Eltern – verhandeln. Auf dem Spielplatz spielte Corsaro mit den Kindern, griff aber nicht in die Art oder den Ablauf ihrer Spielepisoden ein. (Er hielt kurze Spielepisoden für die zentrale Verhaltenseinheit seiner Untersuchung.) Er versuchte nie, etwas Neues anzufangen oder einem Spiel eine andere Richtung zu geben, und er schlichtete auch nie Streitereien zwischen den Kindern.

Feldforscher leben oft rund um die Uhr in engem Kontakt mit ihren Probanden. Dies kann emotionale Reaktionen bei ihnen hervorrufen – und bei ihren Probanden. So können die Forscher zu ihren Probanden eine Zuneigung entwickeln, so dass sie negative Aspekte ihres Verhaltens nicht mehr wahrnehmen oder nur ungern darüber berichten. Sie können sich bei Streit genötigt fühlen, für die Gruppe, die sie untersuchen, Partei zu ergreifen – oder sich ärgern, wenn ihre Informanten nicht ihren Erwartungen entsprechen. Soziologen, die

im Feld arbeiten, müssen auf ihre Gefühle achten, ja sogar aus ihnen lernen (indem sie sich fragen, warum sie in bestimmter Weise reagierten, und überprüfen, ob andere Forscher ähnlich oder anders reagierten). Bis zu einem gewissen Grad also wird der Feldforscher zu einer Versuchsperson seiner eigenen Untersuchung.

In der Regel geben Feldforscher, wie in Corsaros Untersuchung, ihre Identität offen zu erkennen. Manchmal jedoch, wenn sie Gruppen untersuchen, die sich nach außen abschirmen und Außenstehenden misstrauen, verschleiern sie ihre Identität. In den meisten Fällen bedeutet dies, dass die Forscher die Gruppe einfach in ihrer alltäglichen Umgebung beobachten, während deren Mitglieder ihren täglichen Verrichtungen nachgehen, dass sie sich aber nicht mit der Gruppe identifizieren oder an Gruppenaktivitäten teilnehmen. So gingen Soziologen, die das Sexualverhalten von Homosexuellen erforschten, in Schwulenbäder, um dort das Verhalten der Männer passiv zu beobachten (Weinberg/Williams 1975). Da viele der Schwulen selbst lediglich herumstanden und die Stammgäste, wiewohl sie sexuelle Kontakte untereinander hatten, emotional und räumlich zueinander auf Distanz blieben, mischten sich die Forscher unter sie. Um ihre Tarnung aufrechtzuerhalten, zeichneten sie in Privatbereichen des Bades oder erst später ihre Feldbeobachtungen auf. Bei deren Interpretation stützten sie sich auf eine mehrjährige Erfahrung in der Untersuchung des Sexualverhaltens. Selbstverständlich gingen sie nicht in voyeuristischer Absicht in die Bäder, sondern als Wissenschaftler mit einer Reihe theoretischer Fragen, deren Klärung sie sich erhofften.

Indem der Forscher das wahre Ziel seiner Untersuchung geheim hält, mag er das Problem des Eingriffs, der möglichen Auswirkungen seiner Präsenz auf das Verhalten der Probanden, lösen. Doch es bleiben ethische Fragen: das Recht der Probanden auf Privatheit und die moralische Verpflichtung des Soziologen zur Ehrlichkeit.

Inhaltsanalyse

In manchen Fällen untersuchen Soziologen das soziale Verhalten nicht direkt, sondern dessen Produkte. Um relevante Informationen in historischen und zeitgenössischen Materialien zu erschließen, setzen sie oft die **Inhaltsanalyse** ein. Diese Forschungsmethode lässt sich auf nahezu alle Arten aufgezeichneter Kommunikationen anwenden: Briefe, Tagebücher, Autobiografien, Memoiren, Gesetze, Romane, Liedtexte, Verfassungen,

Zeitungen und sogar Bilder, die alle reiche Informationsquellen über das Verhalten der Menschen bilden. Die Inhaltsanalyse erlaubt es, sowohl den *manifesten* (oder offensichtlichen, beabsichtigten) als auch den *latenten* (zugrunde liegenden, vielleicht unbeabsichtigten) Inhalt von Kommunikationen systematisch zu organisieren und zusammenzufassen. Computer haben sich dabei als wirkungsvolle Forschungsinstrumente erwiesen, die es ermöglichen, den Inhalt aus zahlreichen Perspektiven zu analysieren.

Angenommen beispielsweise, eine Gruppe von Forschern möchte das Erscheinungsbild von Männern und Frauen in Rockmusik-Videos untersuchen. Da sie nicht jedes jemals gedrehte Video untersuchen können, sammeln sie zunächst eine repräsentative Stichprobe von Videos. Dann stellen sie eine Liste mit allen möglichen Inhaltskategorien wie etwa Liedtexten, Kleidungsstilen, Gesten und so weiter zusammen. Anschließend untersuchen sie ihre Videostichprobe nach Elementen ihrer Liste und notieren alle Vorkommen. Bis dahin haben sie im wesentlichen qualitative Forschung – auf Interpretationen basierende Forschung – betrieben. Sobald genügend Daten gesammelt sind, können sie zu statistischen – quantitativen – Forschungsmethoden übergehen. So können sie die Häufigkeit ermitteln, mit der Frauen gegenüber Männern in subalternen Rollen auftreten, und sie können prüfen, ob diese Frauenrollen mit anderen Variablen korreliert sind. Das Ergebnis zweier derartiger Studien wies aus, dass Frauen in Musik-Videos oft in subalternen Rollen, als Sexualobjekte oder Opfer von Gewalt, erscheinen (Brown/Campbell 1986; Sherman/Dominick 1986).

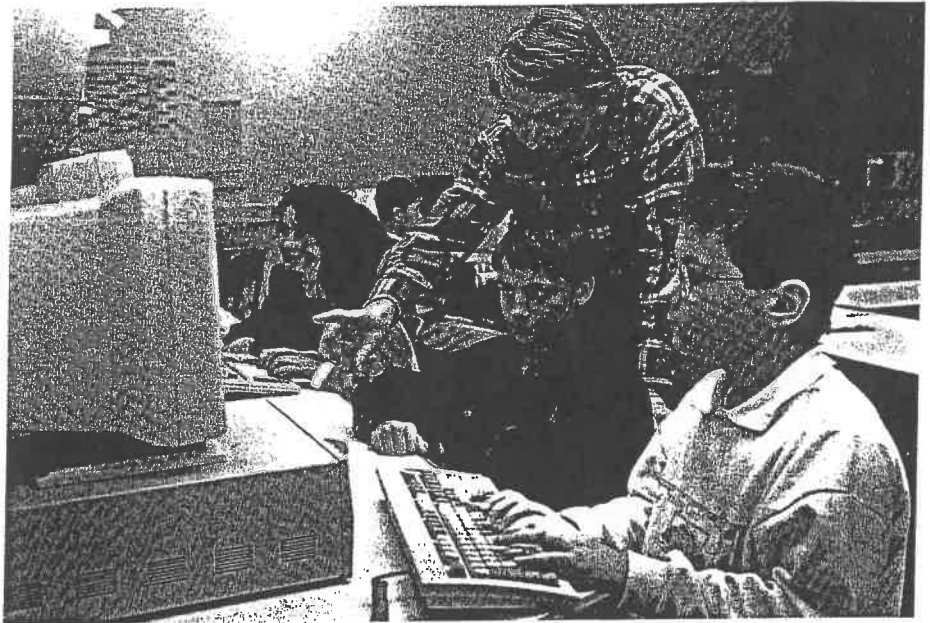
Vergleichende und historische Forschung

Man kann in der Soziologie, wie in anderen Wissenschaften, generelle Aussagen und Theorien nicht aus einer einzigen Untersuchung, etwa einer Gruppe oder Population, ableiten. So repräsentiert eine Umfrage zur Einstellung gegenüber der Religion an einer einzigen deutschen Universität nicht notwendig die Einstellung aller deutschen Studierenden, geschweige denn der deutschen Bevölkerung insgesamt. Also müssen Soziologen Ausschau halten nach Daten aus anderen Gesellschaften, nicht nur ihrer eigenen, aus anderen historischen Epochen, nicht nur heutigen Fallbeispielen, und schließlich aus dem sozialen Wandel.

In erster Linie verfolgt die vergleichende Forschung das Ziel, allzu weit reichende Verallgemeinerungen, die

aus den Merkmalen einer einzigen Gruppe, Gesellschaft oder Zeit abgeleitet sind, zu vermeiden. Vergleichende Studien können sich jeder der früher erörterten Forschungsmethoden bedienen. Sie können qualitativ oder quantitativ vorgehen. Sie können Daten heranziehen aus Umfragen, Experimenten (wenn auch sehr selten), teilnehmender Beobachtung, historischen Methoden oder Inhaltsanalysen. Der entscheidende Aspekt ist der *Vergleich*, die Untersuchung von Ähnlichkeiten und Unterschieden.

Vergleichende Forschung erfolgt in der Soziologie meist in Gestalt **kulturvergleichender Untersuchungen**, in denen Daten aus sehr verschiedenen sozialen Umgebungen verglichen werden. Man zieht Daten aus diversen Ländern heran, um Themen von allgemeinem soziologischen Interesse, wie etwa Nationalismus, soziale Schichtung oder verschiedene Ansätze in der Sozialhilfepolitik, zu untersuchen. Einige Projekte der vergleichenden Forschung stellen umfassende Vergleiche vieler Fallbeispiele dar, andere beschränken sich auf wenige oder nur ein Fallbeispiel. Betrachten wir etwa das Thema Nationalismus, die Entwicklung einer starken nationalen Identität, verbunden mit territorialen Ansprüchen und dem Recht auf Selbstbestimmung, das sich auf diese Identität beruft. Anthony Smith (1993) analysierte nahezu hundert Fallbeispiele aus der ganzen Welt. Liah Greenfeld (1992) hingegen beschränkte sich auf fünf Länder und zeichnete ein detailliertes Bild von jedem der Länder. Andere Forscher (so Colley 1992) analysieren ein Land eingehend, vergleichen verschiedene Regionen dieses Landes und



Vielfalt in Erziehung und Ausbildung. Wie bei allen anderen Aspekten des sozialen Lebens prägen kulturelle Werte Inhalt und Ziele der Erziehung und Ausbildung mit. Westliche Kinder, so zeigt die kulturvergleichende Forschung, erlernen eher die neuesten Computertechniken, um sich auf ihr Leben und ihren Beruf im 21. Jahrhundert vorzubereiten, während arabische Kinder sich häufig in alte Texte ihrer Kultur in Klassenzimmern vertiefen, die weit entfernt sind vom Informationszeitalter.

ziehen nur kurz oder andeutungsweise Vergleiche mit anderen Ländern. Diese verschiedenen Forschungsstrategien lassen sich auf jedes empirische Thema anwenden: Fertilität, wirtschaftliche Entwicklung, Kriminalität usw. Zieht man eine größere Zahl von Fallbei-

spielen heran, geht dies auf Kosten der Fähigkeit, die Unterschiede des sozialen und kulturellen Gehalts der untersuchten Variablen im Detail zu behandeln. Je größer die Zahl der Fallbeispiele ist, desto eher wird man mittels statistischer Verfahren die Befunde zusammenfassen und die Beziehungen zwischen den Variablen analysieren.

Die international vergleichende (oder interkulturelle) Forschung wächst in der zeitgenössischen Soziologie rasch. Zum einen liegt dies an der enormen Vielfalt menschlicher Kulturen und Formen der Sozialorganisation. Würden wir das deutsche (oder ein anderes) Verwandtschaftssystem oder das deutsche religiöse, politische oder schulische System als »natürlich« ansehen und es nicht mit anderen Systemen in der Welt vergleichen, wäre das Ergebnis ein sehr beschränktes Bild vom Spektrum menschlicher Sozialorganisationen.

Ein weiterer Grund ist, dass die Menschen auf der Welt sich heute immer näher kommen. Die Volkswirtschaften aller Länder wachsen zunehmend zu einem einzigen globalen System zusammen. Die Medien werden internationaler: In Brasilien produzierte Seifenopern sind in China äußerst beliebt; im ganzen Mittleren Osten werden Filme in Hindi gezeigt; lateinamerikanische und indische Autoren zählen zu den populärsten in den USA; der US-amerikanische Fernsehsender CNN wird weltweit ausgestrahlt. Und was am wichtigsten ist, die Menschen werden durch die reale Drohung zusammengeschweißt, dass ein bewaffneter Konflikt, der in einem Teil der Welt ausbricht, sich weiter ausbreiten kann. Vergleichende Forschung erlaubt es den Soziologen, diese Prozesse der Globalisierung zu untersuchen (vgl. Kap. 18). Wir werden das ganze Buch hindurch über Forschungen berichten, die unsere Perspektive erweitern, indem sie Globalisierungseffekte ausloten oder soziale Gesetzmäßigkeiten in anderen Gesellschaften beleuchten.

Nicht alle relevanten Vergleiche indessen haben mit zeitgenössischen Fallbeispielen zu tun. Um langfristigen sozialen Wandel und relativ seltene Ereignisse zu verstehen, ziehen Soziologen historische Studien heran. So ist die Entstehung der industriellen Organisation ein ungemein wichtiger Forschungsgegenstand für Soziologen, die heutige Gesellschaften untersuchen. Doch dieser Prozess fand über mehrere Jahrhunderte hinweg statt und lässt sich nur mit historischen Methoden verstehen. Zu diesem Zweck analysieren Soziologen sowohl von Historikern als auch ihnen selbst ermittelte Daten, die vom offiziellen Zensus über Polizeiberichte, Zeitungsartikel bis zu Kirchenurkunden und Geschäfts-

aufzeichnungen reichen. Auch die Arbeiten früherer Soziologen bilden gelegentlich eine wichtige Quelle für historische Vergleiche.

In ihrer klassischen Studie *States and Social Revolutions* hat Theda Skocpol (1979) beide Methoden, die vergleichende (oder komparative) und die historische, kombiniert. Da Revolutionen sich eher selten ereignen, musste sie sich auf historische Fallbeispiele beschränken. Sie wollte allerdings generelle Aussagen nicht nur aus einem einzigen Fallbeispiel ableiten und wählte daher drei Revolutionen aus, die in verschiedenen sozialen Umgebungen stattfanden. Mittels Vergleich versuchte sie zu bestimmen, was diesen Revolutionen gemeinsam war und worin sie sich von gescheiterten Revolutionen unterschieden.

Zu Beginn definierte Skocpol – ein »Muss« in der Soziologie wie in jeder anderen Wissenschaft – das zu untersuchende Phänomen, in diesem Fall *soziale Revolutionen*. Sie definierte diese als »rasche, tiefgreifende Transformationen von Staat und sozialer Schichtung einer Gesellschaft, begleitet und zum Teil herbeigeführt durch Aufstände der unteren Schichten« (Skocpol 1979:33). Gemäß dieser Definition sind soziale Revolutionen stets mit einer tiefgreifenden Umwandlung sowohl der *politischen* Institutionen (der Staatsstruktur) wie der *ökonomischen* Institutionen (der sozialen Schichtung oder Verteilung von Reichtum und Armut) verbunden. Nicht erfüllt werden diese strengen Kriterien von einem Staatsstreich, bei dem ein totalitärer Führer lediglich einen anderen verdrängt, von einer Rebellion, die zwar den gewohnten Gang der Ereignisse unterbricht, aber keinen tiefgreifenden Wandel herbeiführt, oder von einem »revolutionären« Wandel wie etwa der Industrialisierung, der die politischen Strukturen nicht tangiert.

Skocpol verfolgte nicht die Absicht, die historischen Ereignisse minutiös nachzuzeichnen. Vielmehr wollte sie eine generelle (oder generalisierbare) kausale Theorie sozialer Revolutionen entwickeln. Dabei ging sie vergleichend vor, indem sie die drei Revolutionen auf gemeinsame und je spezifische Elemente untersuchte. In einem zweiten Schritt kontrastierte sie diese drei erfolgreichen sozialen Revolutionen mit anderen historischen Situationen, in denen Beinahe-Revolutionen daran scheiterten, die politischen und ökonomischen Strukturen einer Gesellschaft von Grund auf zu transformieren.

Skocpol entdeckte gewisse Elemente, die in allen drei erfolgreichen Fallbeispielen – Frankreich, Russland, China – vorkamen, in den gescheiterten Revolutionen aber fehlten: (1) der Zusammenbruch einer autokratischen (oder diktatorischen) Monarchie, der aus der Unfähigkeit des Staatsapparats, mit Druck von außen und internationalen Krisen fertig zu werden, resultierte; (2) Massenaufstände von Kleinbauern als unmittelbare Ursache oder beschleunigender Faktor; (3) Konflikte zwischen Eliten, die sich bekämpften, um auf den Trümmern des gestürzten alten Regimes eine neue Staatsstruktur zu etablieren (die unvermeidlich so zentralistisch wurde wie die ihr vorausgehende). Auf Grund dieser Resultate entwickelte sie ihr theoretisches Argument, wonach in erster Linie die strukturellen Probleme in bestehenden Staaten über Erfolg oder Misserfolg einer sozialen Revolution entscheiden – und nicht die Ideologie oder Handlungen der Revolutionäre.

Wie alle Forschungsprojekte ist auch Skocpols Studie über soziale Revolutionen Teil einer fortlaufenden, nie

endenden Unternehmung. Das Ringen um das Verständnis der sozialen Wirklichkeit erfordert zahlreiche verschiedene Methoden, Perspektiven und Theorien. Auch die brillantesten Forscher müssen dabei *akzeptieren*, dass künftige Untersuchungen ihre Schlussfolgerungen in Frage stellen oder modifizieren. Jack Goldstone (1991), ein ehemaliger Student von Skocpol, führte zwölf Jahre nach Skocpols Studie mit ähnlichen komparativ-historischen Methoden eine weitere Untersuchung sozialer Revolutionen durch. Goldstone nahm freilich neue Variablen und Fallbeispiele hinzu und ge-

langte zu neuen Resultaten – etwa dass rasches Bevölkerungswachstum oft mit zu der Staatskrise beitrug, die schließlich zu einer Revolution geführt hat.

Die Wissenschaft strebt stets nach neuen Entdeckungen, nicht nur nach bewiesenen Wahrheiten. Dies im Gedächtnis zu behalten, ist besonders wichtig für Soziologen, da die soziale Wirklichkeit, die sie untersuchen, das Produkt menschlichen Handelns ist. Und diese lässt sich nicht nur verschieden interpretieren, sie verändert sich auch fortlaufend.

Zusammenfassung

1. Wegweisend für die Untersuchung eines scheinbar privaten Problems von einem soziologischen Standpunkt aus war die Selbstmordstudie des französischen Soziologen Émile Durkheim. Diese trug mit dazu bei, die Soziologie als Wissenschaft zu etablieren.
2. Die soziologische Forschung basiert auf der wissenschaftlichen Methode. Sie besteht darin, empirische Daten für die Bildung und Überprüfung von Theorien zu sammeln.
3. Alle Wissenschaftler orientieren sich an dem gleichen grundlegenden Forschungsprozess. Im Idealfall gliedert sich dieser in sieben Etappen: Definition des Problems mittels spezifischer Variablen; Literaturrecherche; Hypothesenbildung; Wahl eines Untersuchungsplans (auch: Forschungsdesigns); Datenanalyse und -auswertung; Schlussfolgerungen.
4. Mit jeder neuen Theorie und den sich daran anschließenden Untersuchungen akkumuliert sich das soziologische Wissen. Ein Beispiel für diesen fortschreitenden Forschungsprozess sind David Phillips' Untersuchungen der sozialen Nachahmung als auslösender Faktor von Selbstmorden (ein Faktor, den Durkheim für nicht signifikant hielt).
5. Soziologen stehen vor einer Reihe von Aufgaben bei ihren Untersuchungen. Zunächst müssen sie darauf achten, dass diese Kriterien der Gültigkeit und Zuverlässigkeit erfüllen. Eine Untersuchung ist gültig, wenn sie misst, was sie zu messen beansprucht, und zuverlässig, wenn wiederholte Messungen die früheren Ergebnisse reproduzieren.
6. Zweitens müssen sie auf dynamische Weise soziologische Theorie und empirische Sozialforschung verbinden, um neue Aspekte sozialer Phänomene zu entdecken.
7. Drittens müssen sie ethische Normen einhalten. Dazu gehört, die Probanden (Versuchspersonen) vor Schaden zu bewahren, sie über die Freiwilligkeit ihrer Teilnahme zu informieren, ihnen gegenüber ehrlich zu sein und ihre Resultate so weit wie möglich objektiv und unvoreingenommen zu publizieren und zu diskutieren.
8. Es gibt zwei Grundtypen soziologischer Forschung: die quantitative, die vor allem mit Statistiken arbeitet, und die qualitative, die sich auf verbale Beschreibungen stützt.
9. Eine Umfrage ist eine systematische Sammlung von Daten über

eine große Population, die durch Befragen einer im voraus ausgewählten Stichprobe aus dieser Population gewonnen werden. Eine repräsentative Stichprobe spiegelt die sozialen Merkmale der gesamten Population wider. In einer Zufallsstichprobe ist jede Person der Population mit gleicher Wahrscheinlichkeit vertreten. Antworten auf Erhebungsfragen können beeinflusst werden durch die Formulierung der Fragen, die Reihenfolge, in der sie gestellt werden, und die Form der zulässigen Antwort.

10. In Experimenten, die in der Soziologie relativ selten sind, versetzt der Forscher die Probanden in eine eigens entworfene und kontrollierte Situation, um den Einfluss verschiedener Variablen zu isolieren. Laborexperimente unterwerfen die Probanden einer exakt kontrollierbaren Manipulation. In Feldexperimenten untersuchen die Forscher den tatsächlichen Einfluss kontrollierter Veränderungen in der realen Umgebung der Probanden.

11. Ethnographische Studien geben meist Langzeitbeobachtungen von Gruppen in ihrer alltäglichen Umgebung wieder. Gelegentlich geben die Forscher ihre wahre Identität zu erkennen und nehmen auch an den Gruppenaktivitäten teil.

12. Die Inhaltsanalyse erlaubt eine systematische Organisation und Zusammenfassung sowohl der manifesten wie latenten Inhalte von Kommunikationen.

13. Durch vergleichende Forschung lassen sich allgemeine Gesetzmäßigkeiten ermitteln, die nicht an eine einzelne soziale Gruppe oder Kategorie oder an eine einzelne Gesellschaft oder Zeit gebunden sind. Derartige Untersuchungen vergleichen meist Daten aus verschiedenen Ländern und Kulturen und/oder aus verschiedenen Epochen. Die international oder interkulturell vergleichende Forschung wird wegen der Globalisierung immer wichtiger: alle Menschen werden in ein immer dichteres Beziehungsnetz hineingezogen. Historische Untersuchungen sind für die Analyse seltener, aber auch solcher Ereignisse wichtig, die sich über einen langen Zeitraum entfalten.

14. Oft verwenden Soziologen eine Kombination verschiedener Strategien – etwa die vergleichend-historische Forschung –, um wichtige Themen wie soziale Revolutionen zu untersuchen.

Wiederholungsfragen

1. Skizzieren Sie die einzelnen Etappen des Forschungsprozesses.
2. Erklären Sie, warum es wichtig ist, klar zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen zu unterscheiden, und warum beide Variablentypen in einer Hypothese eindeutig bezeichnet werden müssen.
3. Definieren Sie *Gültigkeit* und *Zuverlässigkeit*.
4. Vergleichen Sie Zufallsstichproben mit nicht zufällig ausgewählten Stichproben und erklären Sie, warum Zufallsstichproben vorzuziehen sind.
5. Geben Sie Ratschläge für Erfolg versprechende Erhebungsfragen.
6. Nennen Sie Themen, die sich mit einer der folgenden Hauptmethoden am besten untersuchen lassen: statistische Erhebung, Experiment, Ethnographie, historische Untersuchung, Inhaltsanalyse, vergleichende Methoden und kulturvergleichende Forschungen.

Übungsaufgaben

1. Denken Sie sich ein interessantes Forschungsthema aus. Skizzieren Sie kurz, wie Sie eine Untersuchung dieses Themas anhand der Etappen des Forschungsprozesses durchführen würden. Erklären Sie, warum Sie ihre jeweiligen Entscheidungen getroffen haben.
2. Denken Sie sich ein mögliches Forschungsprojekt aus, das zwar nützliche soziologische Erkenntnisse erbringen könnte, aber ernste ethische Fragen aufwerfen würde. Wie würden Sie diese Fragen lösen?
3. Erklären Sie, warum manche meinen, dass der Nachweis einer Kausalbeziehung in den Sozialwissenschaften schwieriger ist als in anderen Wissenschaften.
4. Machen Sie eine quantitative Untersuchung (etwa eine Tabelle) in einer Tages- oder Wochenzeitung ausfindig. Beschreiben Sie die darin verwendete Erhebungsmethode und diskutieren Sie deren Stärken und Schwächen.
5. Manche sagen, dass man mit Menschen nicht »experimentieren« sollte. Formulieren Sie ihre eigenen Ansichten über die Verwendung experimenteller Methoden in den Sozialwissenschaften.

Glossar

- Abhängige Variable** Faktor (Merkmal) in einer quantitativen Erhebung, der von einer oder mehreren unabhängigen Variablen beeinflusst wird.
- Altruistischer Selbstmord** Durkheims Terminus für den Selbstmord, der durch eine extrem starke Bindung an eine Gruppe oder Gemeinschaft motiviert ist.
- Anomischer Selbstmord** Durkheims Terminus für den Selbstmord, der durch den Verlust sozialer Normen – auch als Anomie bezeichnet – ausgelöst wird.
- Arithmetisches Mittel** (auch *Durchschnitt*) Mittelwert, den man erhält, indem man alle Zahlenwerte einer Datenmenge addiert und die Summe durch die Anzahl der Elemente dividiert.
- Daten** Fakten, Statistiken, Untersuchungsergebnisse und andere beobachtbare Informationen, die zur Theorienbildung und -überprüfung gesammelt werden.
- Egoistischer Selbstmord** Durkheims Terminus für den Selbstmord, der durch soziale Isolation und Überbetonung der Bedürfnisse des Individuums (Individualismus) motiviert ist.
- Ethnographien** Untersuchungen, in denen die Forscher Menschen in der Regel über einen längeren Zeitraum in ihrer alltäglichen Umgebung beobachten.
- Experiment** Forschungsmethode, in der die Probanden in eine eigens konstruierte Situation versetzt werden, die dem Forscher die Kontrolle der Faktoren erlaubt, welche die hypothetische Kausalbeziehung zwischen den fraglichen Variablen beeinflussen.
- Fatalistischer Selbstmord** Durkheims Terminus für den Selbstmord, der durch die Erwartung einer unvermeidlich trostlosen Zukunft motiviert ist.
- Globalisierung** Prozess, durch den alle Menschen der Erde in ein immer dichteres Beziehungsnetz hineingezogen werden.
- Gültigkeit (Validität)** Ein Kriterium dafür, dass eine wissenschaftliche Untersuchung misst, was sie zu messen beabsichtigt.
- Historische Studien** Soziologische Untersuchungen vergangener Ereignisse, früherer Lebensformen oder langfristiger Gesetzmäßigkeiten des sozialen Wandels.
- Hypothese** Theoretische Aussage, die einen Zusammenhang zwischen einer oder mehreren Variablen erklärt und vorauszusagen erlaubt.
- Indikator** Größe, die sich direkt messen und als Näherung an eine andere komplexere Variable interpretieren lässt.
- Inhaltsanalyse** Forschungsmethode, die es erlaubt, sowohl den manifesten wie latenten Inhalt von Kommunikationen systematisch zu organisieren und zusammenzufassen.
- Interview** Gespräch, in dem der Forscher einer anderen Person eine Reihe von Fragen stellt oder mit ihr ein Thema erörtert.
- Korrelation** Regelmäßiger Zusammenhang zwischen zwei Variablen.
- Korrelationskoeffizient** Dezimalzahl zwischen null und eins, die als Maß für die Stärke einer Korrelation verwendet wird.
- Kulturvergleichende Forschung** Untersuchungen, die sich vergleichend mit sozialen Gesetzmäßigkeiten verschiedener Gesellschaften befassen.

Median Zahlenwert, der in der Mitte einer aufsteigenden Datensequenz liegt.

Methodologie Reflexion über Regeln und Verfahren der wissenschaftlichen Forschung.

Modus Zahlenwert, der am häufigsten in einer Datenreihe vorkommt.

Operationale Definition Gruppe der direkt messbaren Indikatoren, die eine der Variablen einer Analyse repräsentieren.

Population Gesamtzahl der Individuen mit einem gemeinsamen Merkmal innerhalb einer Erhebung.

Qualitative Forschung Forschung, die sich vorwiegend auf verbale Beschreibungen, unmittelbare Beobachtungen oder Bilder stützt, um bestimmte Fälle eingehend zu untersuchen.

Quantitative Forschung Forschung, die sich auf statistische Datenanalysen stützt.

Sekundäranalyse Forschung, die aus früheren Untersuchungen gewonnene Daten einer erneuten Analyse unterzieht.

Scheinkorrelation Korrelation zwischen zwei Variablen ohne reale kausale Basis.

Standardabweichung Statistisches Maß für die Abweichung gemessener Werte vom arithmetischen Mittel oder einem anderen Zentralwert.

Stichprobe Begrenzte Zahl von Individuen aus einer Population, die repräsentativ für sie sind.

Umfrage Forschungsmethode, die Fragebogen und/oder Interviews verwendet. Ihr Ziel ist es zu ermitteln, was die Menschen denken, was sie empfinden oder wie sie handeln.

Unabhängige Variable Faktor (Merkmal) in einem Experiment, der eine oder mehrere abhängige Variablen beeinflusst.

Variable Jeder Faktor, der sich verändern und daher verschiedene Werte annehmen kann.

Zufallsstichprobe Erhebungsmethode, die sicherstellt, dass jedes Mitglied einer Population mit gleicher Wahrscheinlichkeit in der Stichprobe vertreten ist.

Zuverlässigkeit (Reliabilität) Ein Kriterium dafür, dass eine Untersuchung die gleichen Resultate reproduziert, wenn sie von demselben oder einem anderen Forscher wiederholt wird.